Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen.

1917 Nr. 460 — Jahrgang 210

Bezugspreis für Halle u. Vororte 3.25 Mk. Durch die Post bezogen 3.50 Mk. für das Vierteljahr monatlich 1.20 Mk. Die Hallesche Zeitung erscheint wöchentlich dreizehnmal. — Gratis-Beilagen: Illustrierter Courier (tägl. Zeitungsteil.), Zil. Unterhaltungsblatt (Sonntagsbeil.), Landw. Mitteilungen, Illustr. Modenbeilage, Sächsische Provinzialblätter, Kinderbeilage (für die junge Welt)

Sonntag-Ausgabe

Anzeigengebühren für die sechsgespaltene Kolonelzeile oder deren Raum 30 Pfennig. Reklamen am Schluß des redaktionellen Teils die Zeile 100 Pfennig. Anzeigenannahme bei der Geschäftsstelle in Halle (Saale) und bei allen bekannten Annoncen-Expeditionen. Postscheckkonto: Leipzig Nr. 20512

Geschäftsstelle in Halle (Saale): Leipziger Straße Nr. 61/62. Fernruf 7801 (während der Geschäftsstunden). Nach Geschäftsschluß: Schriftleitung 5610. Geschäftsstelle 5608 und 5609. Hauptschriftleiter: Dr. H. Simon, Halle

Sonntag, 9. September 1917

Geschäftsstelle in Berlin und Berliner Schriftleitung: Bernburger Straße 30. — Fernruf Amt Kurfürst Nr. 6290. Druck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale)

Von einem U-Boot 53000 Tonnen versenkt

Der deutsche Schlachtbericht

Berlin, 8. September. In Flandern lag am 7. September starker Bodennebel über den zerwühlten Trichterfeldern. Die Engländer verhielten sich ruhig. Nicht nur die ungünstige Sicht, sondern auch die schwere moralische und materielle Erschütterung des abgeschlagenen Angriffes vom 6. September lähmte ihren Angriffsgeist. Die englischen Verluste bei diesem Angriff sind noch weit schwerer, als zuerst angenommen wurde. Vor Frezenberg waren die englischen Sturmlinien vor den deutschen Hindernissen liegen geblieben. Erst unter dem Schutz der Dunkelheit konnten sie versuchen, in ihre Ausgangsstellungen zurückzukriechen. Die Trichterfelder vor, hinter und zwischen den englischen Stellungen liegen voll Verwundeter, deren gräßliches Stöhnen zu den deutschen Stellungen herübertönt. Die ganze Nacht hindurch suchten die Engländer ihre Verwundeten zu bergen. Deutsche Krankenträger beteiligten sich an dem Rettungswerk. Drei Offiziere und 30 Mann wurden verwundet in die deutschen Linien eingebracht.

Das Artilleriefeuer wurde erst am Nachmittag bei dem Houthoulster Wald und St. Julien heftiger. Bei und nördlich Frezenberg dauerte das Bergen von Verwundeten durch die Engländer an. Auch abends und nachts vermochte das englische Artilleriefeuer nicht die Stärke der Vorlage zu erreichen. Die Engländer versuchten zwar mehrere Erkundungsvorstöße, darunter einen um 11 Uhr 20 Min. abends mit einer etwa 200 Mann starken Patrouille südöstlich Langemark. Allein all diese englischen Tastversuche wurden überall, teils durch Feuer, teils im Nahkampf abgewiesen.

Im Artois, an der Aisne und in der Champagne war die Kampftätigkeit gering, dagegen ist vor Verdun der neue französische Angriff losgebrochen. Mit aufklärender Sicht begann auf dem Ostufer der Maas das französische Artilleriefeuer zu verstärken. Im Laufe des Tages steigerte es sich mehrmals zu größter Heftigkeit, vor allem zwischen Beaumont-Bauzemiz-Höhe. Es gelang der französischen Artillerie jedoch nicht, die deutsche zum Schweigen zu bringen. Diese setzte vielmehr erfolgreich die Bekämpfung der französischen Batterien fort. Mehrfach wurden besetzte Gräben und beobachtete Ansammlungen unter Zerstörungs- und Vernichtungsfeuer genommen. Ohne daß es gelungen wäre, das deutsche Artilleriefeuer auch nur zeitweise niederzuhalten, mußte die französische Infanterie um 4 Uhr abends zum Angriff antreten. Ihr Sturm zwischen Samogneux und der Straße Beaumont-Bacherauville blieb bereits größtenteils im Sperrfeuer der Artillerie und Maschinengewehre liegen. Was über den aufgewühlten Boden bis an die deutschen Stellungen herankam, wurde im Nahkampf blutig abgewiesen. Deutsche Reserven stießen den weichenden Franzosen nach und rieben mehrere französische Kompagnien vollkommen auf. Die geringen übrigbleibenden Reste wurden als Gefangene zurückgebracht. Westlich der Höhe 344 hatten die Franzosen sich in einem Trichternest zu setzen vermocht, das im Laufe der Nacht gesäubert wurde. Ungeachtet der schweren Verluste des abermaligen Angriffs setzten die Franzosen am 8. September um 4 Uhr früh auf der Front Beaumont-Bezonvaux zu neuem Angriff an. Die Infanteriesschlacht ist noch im Gange.

Immer mehr steigert sich die Beute des großen Erfolges von Riga. In den weiten Wäldern und Sumpfstrecken stecken noch russische Truppen, denen der Rückmarsch abgeschnitten wurde. Aber wenn auch die Gefangenenzahl, gemessen an dem strategischen Gewinn, verhältnismäßig gering bleiben sollte, so erkauften die Russen dies doch nur in dem Alleshingeraffen und durch völlige Auflösung der geschlagenen Armee. Die Rückzugsstraße, vor allem die große Landstraße Riga—Wenden, ist geradezu überfüllt mit Umwegen umgeworfenen und steckengebliebenen Fahrzeugen, Panzerautos und Baggagen, toten Pferden, Waffen und Ausrüstungsstücke aller Art liegen massenhaft auf den Straßen und Sumpfpfaden. Die Wälder stecken noch voll Material. Verpflegungs-Kolonnen und Zugsdepots, Magazine und Pionierpark fielen in deutsche Hand, ferner Munition, die nicht mehr gesprengt werden konnte, blieb massenhaft zurück. Weiter tausenderlei Kriegsgerät aller Art, u. a. auch zahllose Feldküchen. In Riga wurde u. a. ein völlig erhaltener großer Pionierpark erbeutet.

Auch die Geschützbeute ist wesentlich größer als zuerst angenommen wurde. In Dünamünde wurden von einem einzigen Regiment 40 größtenteils schwere Geschütze genommen und zwar: 3—7,5 Zentimeter-, 9—10 Zentimeter-, 10—14 Zentimeter-, 3—20 Zentimeter-, 2—21 Zentimeter-, 4—30,5 Zentimeter- und 1—32 Zentimeter-Geschütze.

In Riga herrscht bereits wieder das gewohnte Leben, nur daß die Stadt noch immer trunken von Jubel über den Einzug der Deutschen ist. In der gleichen Stimmung ist die Truppe, die vom Führer bis zum letzten Mann einhellig bis ins Innerste von dem Gefühl der Ueberlegenheit über die Russen erfüllt ist. Der moralische Gewinn der Eroberung von Riga ist fast noch größer als der strategische und materielle.

Kriegsspende der Deutschen Kronprinzessin

Berlin, 8. Sept. Die Frau Kronprinzessin hat aus Anlaß der Geburt der jüngsten Prinzessin der von ihr ins Leben gerufenen Kriegsspende deutscher Frauen abermals einen namhaften Beitrag überweisen lassen.

Der Orden Pour le mérite

Berlin, 8. Sept. Der „Reichsanzeiger" meldet die Verleihung des Ordens Pour le mérite an die Generalmajore von Borries und Meckel und an den Major Freiherrn von Hadeln, sowie an den Fregattenkapitän Strasser.

Große U-Bootsbeute

Berlin, 8. Sept. Amtlich.

Eines unserer U-Boote, Kommandant Kapitänleutnant Meusel, hat 19 Schiffe mit

53000 B.-R.-Tonnen,

darunter sechs bewaffnete Dampfer und drei bewaffnete Segelschiffe, versenkt. Unter der versenkten Ladung befanden sich: 18650 Tonnen Kohlen, 15000 Tonnen Lebensmittel, 11890 Tonnen Eisenerz, 2500 Tonnen Weizen, 2500 Tonnen Stückgüter, 2760 Tonnen Farbholz, 208 Tonnen Farbholz-Extrakt, 1400 Tonnen Schwefel, 3000 Tonnen Stacheldraht, 13 Lokomotiven und die Paketpost des kanadischen Hauptquartiers in Frankreich. Sechs Geschütze wurden erbeutet.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Abendbericht des Großen Hauptquartiers

Berlin, 8. Sept., abends. Amtlich.

In Flandern wechselnd starkes Feuer.

An der Nordostfront von Verdun ist der französische Angriff am Fosses-Wald und nordwestlich von Bezonvaux gescheitert; am Chaume-Wald, wo der Feind Boden gewonnen hat, wird noch gekämpft.

Im Osten nichts Wesentliches.

Der österreichische Generalstabsbericht

Wien, 8. Sept. Amtlich wird verlautbart:

Der Monte San Gabriele lag unter schwerem Geschützfeuer. Ein nächtlicher Infanterieangriff der Italiener wurde abgeschlagen. Bei Bezzecca in Südtirol bemächtigten sich unsere Truppen eines feindlichen Stützpunktes durch Ueberfall. Es wurden Gefangene eingebracht und Maschinengewehre erbeutet.

An der Ostfront keine besonderen Ereignisse.

Der Chef des Generalstabes.

Der Kaiser auf den Schlachtfeldern von Riga

Berlin, 8. Sept. Der Kaiser begab sich gestern auf die Schlachtfelder von Riga und besichtigte insbesondere die Uebergangsstelle bei Uexküll. Dort begrüßte er eine Anzahl von Regimentern. Hierauf setzte sich die Fahrt längs des Kleinen Jaegel nach Ansiyg fort. Die Rückfahrt erfolgte über Riga. In Begleitung des Kaisers befanden sich Prinz Heinrich und Prinz Joachim von Preußen. Letzterer hatte an den Kämpfen bei einer Kavallerie-Division teilgenommen. Der Weg, den der Kaiser auf seiner Fahrt nahm, führte an verschiedenen Waldlagern und einer Reihe stark und sorgsam ausgebauter russischer Stellungen vorbei, die zum Teil unter unserem Artilleriefeuer stark gelitten hatten, teils kampflos geräumt waren. Viele russische Gefangene und viele Flüchtlinge, die mit ihrer geringen Habe nach Riga zurückkehrten, wurden unterwegs begegnet.

Belgische Austauschgefangene im französischen Heer

Einen deutlichen Beweis dafür, daß die Franzosen Austauschgefangene völkerrechtswidrig wieder in Dienst stellen, bringt der am 15. Juli 1917 geschriebene Brief eines nach seiner deutschen Gefangenschaft in der Schweiz interniert gewesenen Belgiers an seine Frau. Zugleich gewährt das Dokument einen Einblick in die Kriegsmüdigkeit dieser Unglücklichen und in die herzlose Behandlung, die Frankreich seinen verwundeten „Schützlingen" angedeihen läßt: „Schrecklich, meine liebe Frau, man hat mich nach Frankreich geschickt, wie ich seit einiger Zeit voraus sah, und ich muß gestehen, daß ich eine neue Gefangenschaft durchmache, schlimmer als die erste in Deutschland. Der Zorn könnte mich ersticken, wenn ich daran denke, und ich verfluche für immer diejenigen, welche mein Schicksal in der Hand haben. Ich kehre morgen in das Lager A . . . zuück, wo man mich endlich untergebracht hat, nachdem man mich einen Monat lang durch ganz Frankreich geschleppt hat. . . . Ich werde morgen in mein Leidenslager zurückkehren. Wenn ich nur an mich denken würde, würde ich lieber sterben und zwar sofort, als in diese verfluchte Sklaverei zurückkehren. Posten unter Gewehr werden mich hindern auszugehen, mit Ausnahme von 5—9 Uhr abends. Ich werde Hunger erdulden, den Schmutz, das Ungeziefer und die schlechte Behandlung. Die armen belgischen Soldaten, welche in Frankreich seit zwei Jahren sind, haben niemals Nachricht von den Ihrigen erhalten."

Die Schuld am Kriege und an der Kriegsverlängerung im schwedischen Urteil

Zu einer gründlichen Abrechnung mit dem Lügensystem der Ententepolitik und der Verlogenheit ihrer Scheinkriegsgründe und ihrer imperialistischen Kriegsziele kommt der bekannte schwedische Gelehrte und Politiker Professor Pontus Fahlbeck, Mitglied der ersten schwedischen Kammer, in einem auch als Sonderabdruck erschienenen Aufsatz „Der Krieg und der Kapitalismus" in „Statsvetenskaplig Tidskrift". Professor Fahlbeck stellt darin einleitend fest, daß der von England zähe gebildete Einkreisungsring um Deutschland, der den Krieg bedeuten mußte, die Niederschlagung der wirtschaftlichen Konkurrenz der Deutschen bezweckte. Der Weltkrieg sei daher im Grunde genommen ein Handelskrieg, der von englischen und französischen Kapitalisten, wie schon Francis Delaisie in seiner im Mai 1911 in Paris erschienenen prophetischen Schrift „Der kommende Krieg" nachwies, verursacht worden sei.

Um diesen Krieg ihren Völkern schmackhaft zu machen, griffen die Regierungen der Ententeländer zu dem stets bewährten Mittel der Lüge und Verleumdung; nichts dünkte ihnen ungeeignet, die niedrigsten Instinkte zugunsten einer Art „Kriegsbegeisterung" wachzurufen. Die Frage der Schuld am Kriege, die angeblichen belgischen Greuel usw. wurden unter gröbster Fälschung der Wahrheit für diese Zwecke gegen Deutschland ausgebeutet. Als das alles nicht mehr recht ziehen wollte, da die Sonne schließlich auch die kunstvollsten Lügen an den Tag bringt, sah man sich gezwungen, neue Mittel zu erproben. So tauchten die Schlagworte vom Kampf für Demokratie und Freiheit gegen die deutsche Autokratie und Weltbeherrschungsgelüste, gegen den preußischen Militarismus usw. auf. Professor Fahlbeck weist eingehend nach, daß dieser „Militarismus" Deutschland trotz seiner ungünstigen Lage und trotz der wachsenden Zahl seiner Feinde und Neider 44 Jahre den Frieden wahrte, während seine Gegner in dieser Zeit eine Menge Kriege führten. Der wahre „Militarismus", zu dem übrigens der englische „Marinismus" ein entsprechendes Gegenstück bilde, herrsche also auf der Seite von Deutschlands Gegner. Und Imperialismus sei eine rein angelsächsische Bildung. England sei seine Heimat und Amerika bestrebe sich, dem Vorbild nachzueifern. Demgegenüber sei Deutschlands schüchterner Versuch, ein Kolonialreich zu gründen, unmöglich als Imperialismus abzustempeln. Nicht anders stehe es mit den Beschuldigungen der Autokratie und Volksfeindlichkeit. Die durch die deutsche Monarchie geförderte wirtschaftlich-soziale Entwicklung in Deutschland, die in erster Linie dem Arbeiter zugute komme, habe in großem Stile zuerst in Deutschland eingesetzt, das zudem das freieste Wahlrecht besitze.

Mit starkem Nachdruck weist Fahlbeck auf die wahren englischen Pläne hin, die sich in den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz von 1916 mit dem Ziel der Vernichtung des gehaßten Konkurrenten und der wirtschaftlichen Eroberung der Welt für England (und nebenbei noch ein bißchen für Frankreich) offenbaren. Der Eintritt Amerikas in den Krieg unterstreiche diese wirtschafts- und handelspolitischen Interessen, da die Kriegsteilnahme der Vereinigten Staaten keinen anderen Grund haben könne, als die Sicherung der von der amerikanischen Geschäftswelt der Entente vorgeschossenen vielen hundert Millionen Dollar, die bei deren Niederlage glatt verloren sein würden.

Dieser objektive Aufsatz des Professors Fahlbeck, der den anglikanisch-romanischen Heuchlern die Maske der Scheinheiligkeit vom Gesicht reißt, ist für Deutschland und seine Verbündeten ein neuer Beweis, daß die Wahrheit anfängt, sich Bahn zu brechen, und daß unsere gerechte Sache trotz aller Lügen und Verleumdungen für das ehrlich suchende Auge nicht verborgen bleiben kann. Man müßte erwarten, daß diese ungeschminkten Darlegungen auch auf die Auffassung des schwedischen Sozialistenführers Branting und seiner Gefolgsleute einigen Eindruck machen und sie belehren werden, wo die wirklichen Feinde der Wahrheit, der Zivilisation, der Freiheit und der Wohlfahrt der Völker sitzen.

Schwaben gegen Wilson

Stuttgart, 8. Sept. Die Vertreter sämtlicher württembergischer Handelskammern, industrieller Verbände und Handwerkervereine haben eine Kundgebung beschlossen, in der dem Zorn und der Entrüstung über die heuchlerische Antwortnote des amerikanischen Präsidenten an den Papst Ausdruck gegeben und die anmaßenden Unterstellungen Wilsons zurückgewiesen wurden. An den Kaiser, an Hindenburg und an den Reichskanzler wurden Telegramme gesandt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191709091-16/fragment/page=0001

Serbische Akten

Zur diplomatischen Vorgeschichte des Krieges

Wien, 6. Sept. Bei Besetzung Serbiens durch die verbündeten Truppen fielen größere Archivbestände des serbischen Ministeriums des Aeußern in die Hände der österreichisch-ungarischen Regierung, worin Akten aus den Jahren 1908—1913 enthalten sind, die interessante Einblicke in die diplomatische Vorgeschichte des Krieges gewähren und als amtliche Dokumente neue, nicht abzuleugnende Beweisstücke für die Angriffspläne und Machenschaften bilden, welche unsere Feinde schon seit längerer Zeit gegen die Unversehrtheit der Monarchie im Schilde führten.

In dem Reserdetakt Nr. 15 aus Petersburg vom 14./27. Januar 1909 berichtet der serbische Gesandte in Petersburg, Popovic, an den serbischen Minister des Aeußern Milovanovic über eine Unterredung mit dem, wie es in dem Schriftstücke heißt, bei der Regierung sehr gut angeschriebenen früheren russischen Militäragenten in Belgrad General Taube, worin es heißt, Rußland sei jetzt in militärischer Hinsicht nicht vorbereitet und infolge des letzten Krieges und der inneren Unruhen geschwächt. Mit der Revolution habe man ein Ende gemacht. Jetzt befasse man sich lebhaft damit, das Militärwesen auf eine solche Stufe zu heben, daß Rußland eine Politik zu führen vermöchte, die seinen Traditionen und seiner Größe entspreche. Serbien müsse dem Rechnung tragen und eine günstigere Zeit abwarten.

Ein streng vertrauliches Bericht des serbischen Gesandten in Cetinje, Jovanovic, an Milovanovic vom 3./6. Februar 1909 besagt: Sowohl der montenegrinische Ministerpräsident als auch der Minister Plamenac ersuchten den Gesandten im Auftrage des Fürsten, auf kürzestem Wege Explosivstoffe, namentlich Handbomben, zu senden. Auf die Bemerkung des Gesandten, daß der Staat schwerlich über Bomben verfüge, möglicherweise aber der Ausschuß der Narodna Odbrana, solche besitze, ersuchte der Ministerpräsident den Gesandten, Milovanovice zu schreiben, man könne dies im Wege des Ausschusses der Narodna Odbrana tun, aber keinesmegs im Amtswege.

In einem Reserwatbericht aus London vom 19. Oktober 1911 berichtet der serbische Gesandte Grujic an Milovanovic gewisse Maßnahmen, welche die englische Regierung vor einigen Wochen im kritischen Moment der damaligen Verhandlungen getroffen hatte. Sie zeigen, daß England entschlossen war, sich im Falle eines Konfliktes sofort und vollständig mit Frankreich solidarisch zu erklären. Einige dieser Maßnahmen mußten ihrer Natur nach zur Kenntnis der breiten Oeffentlichkeit gelangen. Es gab aber auch streng geheimgehaltene Vorkehrungen, die dem Gesandten von verschiedenen Freunden und Offizieren mitgeteilt wurden, darunter die, daß alles für die Mobilisierung der Flotte Erforderliche vorgesehen war. Die Effektivbestände der Kriegsschiffe wurden ergänzt, beurlaubte Offiziere zurückberufen und, was besonders auffiel, ungeheure Mengen Kohle zu einem um 25 Prozent höheren Preis als normal bestellt und mit Sonderzügen in die Kohlenlager der Nordflotte in den östlichen Kähen Schottlands gebracht. Unter den geheimen Maßnahmen sind die wichtigsten die Vorbereitungen für den möglichst raschen Transport von 40000 Soldaten nach Frankreich. Ihre Charakterfestigkeit ist, daß hierfür irische Regimenter bestimmt waren, welche Befehl zur Einschiffung in besonders bestimmte Transportschiffe erhielten. Bestimmungsort dieser Leute war Boulogne, wo die nötigen Vorkehrungen auch zur Weiterbeförderung bis Amiens getroffen waren.

Der serbische Gesandte in Paris, Resnic, berichtet reservat unter dem 8./21. November 1912 an Pasitsch eine Tatsache, welche, wie er sagt, von allgemeiner europäischer Bedeutung ist, nämlich, daß die belgische Regierung beschloß, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen und die Armee zu vermehren, was in kürzester Zeit erfolgen werde. Die Bedeutung dieses Entschlusses werde besonders erhöht dadurch, daß Belgien damit Maßnahmen treffe, welche sowohl seiner bisherigen Politik als auch fast dem Geiste der belgischen Nation widersprechen, nicht so sehr aus eigenem Antriebe als auf den Rat, fast auf das Verlangen der englischen Regierung.

Ein Aide mémoire vom 14./27. November 1912 und ein Telegramm Pasitsch an den serbischen Gesandten in London vom 15./28. November 1912 behandeln den Wunsch Serbiens nach einem Ausgang zum Adriameer. Darin werden Alessio und Medua als ungeeignet, dagegen Durazzo als einzig zweckmäßiger Hafen bezeichnet. Dieser Hafen, heißt es in dem Schriftstück, widerspricht keinesmegs der Idee eines autonomen Albaniens, er war übrigens auch einmal serbisch. Erhalten wir diesen Hafen, so wird auch die Lösung der Frage bezüglich der territorialen Aufteilung der Türkei zwischen den Verbündeten erleichtert. Auf die Frage Greys, ob Serbien den Hafen nur aus ökonomischen Gründen verlange, müsse man ihm folgende gewundene Antwort geben, wir könnten als junger Staat für jetzt und noch lange Zeit an keine Kriegsflotte denken. Allein wir könnten für die Zukunft keine Verpflichtung eingehen. Ein Hafen sei uns aus ökonomischen Gründen notwendig. Man sehe ja die Schikanen, die uns Oesterreich-Ungarn auch in diesem Momente macht. Ein Hafen stelle für Serbien eine Lebensfrage dar. Gren wäre zu bitten, darüber mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter zu reden, ebenso über die militärischen Vorbereitungen Oesterreich-Ungarns. In dem vorerwähnten Telegramm beauftragt Pasitsch den serbischen Gesandten in London, Gren seine lebhafteste Dankbarkeit für seine korrekte Erfassung des Lebensbedürfnisses Serbiens zum Adriameer auszusprechen. Das Telegramm wiederholt die Stelle des Schriftstücks, daß die Abtretung des Hafens Durazzo an Serbien der Idee eines autonomen Albaniens nicht widerspreche und die Aufteilung des türkischen Territoriums unter den Verbündeten erleichtere. Serbien als Binnenstaat, heißt es weiter, kann ohne einen solchen Hafen auf völlige und ökonomische und politische Unabhängigkeit nicht rechnen. Es wünscht, als junger Staat dieser so bescheidenen Ausdang zur Adria nur mit einem Handelshafen und kann jetzt (Pasitsch streicht das Wort „jetzt" und fügt eigenhändig hinzu „für lange und lange Zeit"), noch nicht an eine Kriegsflotte denken, solange es nicht einmal Handelsschiffe auf dem Meer besitzt.

Ich bitte Sie, Gren dieses vorzutragen und ihn zu ersuchen, diese unsere Anschauung, mit der er übereinstimmt, beim österreichisch-ungarischen Botschafter zu vertreten. Am 16./29. September fordert Pasitsch den serbischen Oberkommandanten in Uesküb auf, raschest angesehenere Arnauten in Pec, Djakova, Prizaerd und Dibra zur Absendung von Telegrammen nach London zu veranlassen, in denen sie ihren eigenen Namen und namens ihrer Gegend die Botschafter Frankreichs, Italiens, Rußlands, Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Gren bitten, daß man sie unter serbische Herrschaft lasse, und sie nicht dem albanischen Gebiet angliedere. Sie sollen sagen, daß die Mehrzahl von ihnen serbisch spricht, und daß die wenigen übrigen serbisch verstehen, daß sie seit Menschengedenken mit Serbien bereits leben und auch weiter mit ihnen vereint zu leben wünschen. Eine chiffrierte Depesche des serbischen Kriegsministers vom 13./26. Oktober 1913 fordert die Gesandtschaft in Paris auf, zu melden, ob französische Staatsfabriken serbische Gewehre mit dem sieben Millimeter-Kaliber, System Mauser, liefern könnten, wie hoch der Preis für 400 000 Gewehre und welches der möglichst kürzeste Lieferungstermin wäre. Eine prinzipielle Verständigung sei sehr eilig. Ein Telegramm Pasitsch an die serbische Gesandtschaft in Petersburg vom 26. Oktober 1913 lautet: Der Kriegsminister fragt durch den hiesigen russischen Gesandten bei der russischen Regierung an, ob sie uns vierhunderttausend Gewehre liefern könnte. Ersuchen auch Sie die Regierung in dieser Angelegenheit besonders um möglichst kurze Lieferungsfrist. In einem Bericht aus Petersburg vom 2./15. April 1914 teilt der serbische Gesandte Spalaikovitsch Pasitsch die Unterredung mit einer Persönlichkeit mit, die auch der Ministerpräsident gut kenne, die vor einigen Tagen aus Wien gekommen und auch bei Sasonow war. Sasonow erzählte dieser Persönlichkeit, daß man sich gegenwärtig mit einer möglichst engen Annäherung der Mächte der Entente beschäftige und daß darauf bezügliche Verhandlungen zwischen Rußland, Frankreich und England stattfinden. Wenn möglich, werde ein formelles Bündnis geschaffen werden.

Lloyd Georges Sorgen um Rußland

Eine Rede, die Lloyd George am 7. September in Birkenhead hielt, und in der er u. a. auch die Bedrohung durch den U-Boot-Krieg herabzusetzen versuchte, gibt den Eindruck wieder, den die Eroberung Rigas in England gemacht hat. Der englische Ministerpräsident versucht einmal die Stimmung des eigenen Landes zu heben und zum andern den Russen gut zuzureden:

"Es ist zwecklos, die Tatsache zu diskutieren, daß die Nachrichten aus Rußland verzweifelt sind. Ich war stets der Ansicht, daß die Revolution, wenn sie kommt, das Ende verzögern wird. Die Revolutionen mögen, je nach den Umständen, gut oder schlecht sein, aber sie werden stets das Land umwälzen, und eine große Unordnung ist die unvermeidliche Folge. Ich hatte auf eine schnelle Erholung gerechnet, aber wir müssen Geduld haben. Die russischen Führer sind sehr fähige und sehr patriotische Leute, die treu zur Sache der Verbündeten halten und sehr gut wissen, was auf dem Spiele steht. Wenn Rußland unter der Führung der revolutionären Regierung besiegt wird, so würden die russischen Gebiete wie Belgien überrannt werden, und dieses würde von Rußland für immer getrennt bleiben. Die Deutschen haben Riga bereits als deutsche Stadt bezeichnet.

Ich weiß, daß die russischen Führer erkennen, daß die demokratische Regierung in Rußland und anderswo auf dem Spiele steht. Kein Volk wird einem Regierungssystem vergeben, daß es das Heimatland nicht gegen die Eindringlinge verteidigen kann. Wenn die französischen Revolutionsführer zugelassen hätten, daß die Anarchie die nationale Verteidigung lahmlegte (die letzte französische Revolution endigte doch mit der Einnahme von Paris und dem Frankfurter Frieden), würde ihr Name heute in Frankreich mit Verachtung genannt werden, und die Sache der Revolutionäre würde gelitten haben. Denn die Franzosen sind vor allem Patrioten. Man darf aber nicht vergessen, daß die Russen mit der Ausbesserung einer Maschine beschäftigt sind, die zusammengebrochen war. Sie reparieren sie unter Feuer, sie versuchen, die Unordnung von Jahrhunderten unter den schwierigsten Verhältnissen wieder gutzumachen. Wir müssen geduldig und vertrauensvoll sein, daß sie schließlich Erfolg haben werden. Sie wissen sehr gut, daß, wenn die Armee des Kaisers nach Petersburg gelangt, sie dort keine Freiheitsregierung errichten wird. Die französischen Revolutionsführer wußten dies im 18. Jahrhundert, als der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, dieselben autokratischen Verbündeten wie heute, in Frankreich einfielen. Damals konnten sie sich nicht genug tun in Freiheitsverkündigungen. Man mußte die Franzosen verkündigen. In den Straßen von Paris verkündeten sie die Freiheit, aber Frankreich mußte sie verteidigen. (Dies endigte mit der Errichtung des Kaiserreichs.) Auch die Russen verstehen es sehr gut, auf dem Freiheitsaltar zu opfern, aber man kann ihn nicht mit Blumenkränzen verteidigen. Das preußische Schwert würde schnell damit aufräumen. Ich bin nicht nur bekümmert wegen des Einflusses auf den Krieg, sondern auch, weil ich weiß, daß Rußlands Zusammenbruch unendlichen Schaden der Demokratie der Welt zufügen würde. Ueber das, was geschehen ist, ein Urteil zu fällen, würde ungerecht sein, weil dabei nicht das, was vorher war, in Rechnung gezogen wird."

Die Wiedererrichtung Polens

Die Kundgebung der verbündeten Monarchen in der polnischen Verfassungsfrage, die demnächst erfolgen wird, bedeutet, wie ein Berliner Blatt erklärt, einen bedeutenden Schritt vorwärts auf dem Wege zur Entwicklung Polens aus einem von Deutschland und Oesterreich besetzten Lande zum selbständigen Staate. Sie sieht einen allmählichen Abbau der deutschen und österreichischen militärischen und zivilen Verwaltung vor, womit Hand in Hand die Verwischung der deutschen und österreichischen Einflußgebiete geht. Auf der anderen Seite werden ausgedehnte Verwaltungsbefugnisse auf Männer übertragen werden, von deren Gesetzlichkeit bei aller deutlichen Betonung ihrer nationalpolnischen Gesinnung die verbündeten Regierungen überzeugt zu sein Grund zu haben glauben. Ob man nun an die Bildung eines großen Ministeriums denkt, dessen Mitglieder Männer ihres Vertrauens aus dem Lande zur Mitregierung berufen und die selbst ihren Präsidenten wählen, oder ob eine Art Neubelebung des Staatsrates geplant ist, ist als Form für die neue Etappe auf dem Gebiete zu Polens Autonomie gleichgültig.

Stockholm, 7. Sept. Polonial, das neue polnische Informationsbüro in Stockholm, teilt mit: Die in Moskau im August abgehaltene Konferenz war ausschließlich von den Nationaldemokraten und abhängigen Organisationen zusammenberufen worden, die den provisorischen Staatsrat als Faktor der entstehenden polnischen Staatlichkeit bekämpfen. Das polnische demokratische Komitee, der nationale Arbeiterverein, der Volksverein, die christlich-soziale Partei, die Sozialdemokraten und die Konservativen haben nicht teilgenommen. Der neue politische Block wird am 27. September einen Kongreß in Petersburg abhalten. Irrtümlich ist in der Auslandspresse gemeldet, daß die Konferenz in Stockholm abgehalten werde.

Französischer Heeresbericht

vom 7. September abends: Keine Infanterietätigkeit. Im Laufe des Tages haben sich die beiden Artillerien an verschiedenen Stellen der Front tätig gezeigt, besonders östlich von Lauraillon, in der Champagne, in der Berggegend und auf beiden Maasufern.

Belgischer Bericht: An den Tagen des 5. und 7. September war der Artilleriekampf ziemlich lebhaft in der Gegend von Ramscapelle und Dixmuiden und behielt an der übrigen Front die gewöhnliche Stärke. Der Feind fährt fort, unsere Verbindungswege zu beschießen und mit Geschossen mit giftigen Gasen zu feuern. Westlich Ramscapelle fanden in den beiden letzten Nächten Patrouillenkämpfe statt, deren Ausgang für uns günstig gewesen ist. Nördlich Lille führten unsere Flugzeuge trotz ungünstigen Wetters zahlreiche Flüge aus und beschossen die deutschen Gräben zwischen Schoorbacke und Dixmuiden mit Maschinengewehren.

Anhang zum französischen Heeresbericht: Flugwesen: Drei deutsche Flugzeuge wurden am 5. und 6. September in Luftkämpfen abgeschossen, 12 andere Flugzeuge wurden gezwungen, im kampfunfähigen Zustande zu landen. In der Nacht vom 5. zum 6. September warfen unsere Geschwader 100 Kilogramm Geschosse auf den Bahnhof Thionville und 1400 Kilogramm auf den Bahnhof Woippy.

Aufrührerische Stimmung in Italien

Das „Berner Tageblatt" meldet von der italienischen Grenze, daß die Stimmung in Italien geradezu trostlos sei und ständig einem inneren Zusammenbruch zutreibe. In Stadt und Land herrsche tiefste Niedergeschlagenheit. In allen Städten arbeiten Umsturzkomitees, welche von den Partei-Sozialisten geleitet werden. Die umstürzlerische Arbeit verfügt über zwei Hauptsitze, in Rom und in Mailand. In Rom fand dieser Tage eine Versammlung der Parteiführer der Sozialisten hinter geschlossenen Türen statt. Die Kriegspresse will in der Lage sein, Mittelleien zu können, daß diese Konferenz nichts anderes als den Tag des Ausbruches der Revolution festsetzte und daß hier die Anwendung einer General-Sabotage gegen den Krieg beschlossen wurde. Der große Revolutionstag soll in den Oktober fallen. Er wird eingeleitet werden durch einen Streik der Industrie- und Verkehrsarbeiter und durch einen Generalstreik im Zeitungswesen. — Die „Berner Tagwacht" meldet, daß in den Straßen von Turin neuerdings — wie ein gestern in Zürich angekommener italienischer Deserteur erklärte — heftige Kämpfe stattfanden, bei denen selbst Artillerie eingesetzt haben. Viele Arbeiter und Sozialisten seien verhaftet worden.

Die Fliegerangriffe auf das deutsche Heimatsgebiet im August 1917.

Amtlich. Im August hat der Gegner neun (im Juli ebenfalls neun) Luftangriffe auf das deutsche Heimatsgebiet unternommen. Es wurden etwa 130 (im Vormonat 650) Bomben abgeworfen. Fünf Angriffe galten dem lothringisch-luxemburgischen Industriegebiet, vier Angriffe offenen Städten, und zwar wurden Frankfurt a. M. und Freiburg im Breisgau je zweimal angegriffen. Die Ergebnisse auf das angegriffene Industriegebiet waren völlig bedeutungslos. Die geschützten Anlagen wurden überhaupt nicht ernstlich getroffen. Während die Angriffe auf das Industriegebiet keine Opfer forderten, wurden bei den Bombenwürfen auf offene Städte vier Personen getötet und 15 meist ganz leicht verletzt. Drei der an diesen Angriffen beteiligten feindlichen Flugzeuge wurden durch Jagdflieger unseres Heimatschutzes abgeschossen.

Im Suchomlinowprozeß

wurden zwei Briefe des Fürsten Andronikow, eines politischen Abenteurers von Einfluß, verlesen, deren einer vom 27. September (das Jahr fehlt) an die Zarin folgendes besagt: Suchomlinow ist das Opfer der Liebe zu seiner Frau, die verrücktes Geld für ihren Kleideraufwand und Reisen nach dem Auslande auswirft und ihren Mann zwang, sich dazu die nötigen Mittel zu verschaffen. Ein treuer Untertan seines Kaisers, verkaufte er doch sein Gewissen als Ehrenmann und macht sich zum Sklaven, um die Gelüste derjenigen zu befriedigen, die er liebt. Da sein Ministergehalt nicht hinreicht und seine Frau jährlich 150 000 Rubel ausgibt, sucht er Mittel, um seine Einkünfte zu erhöhen. Sein Gewissen wird immer dehnbarer, und er verschmäht nicht Trinkgelder von Lieferanten.

Russischer Heeresbericht

vom 7. September: Westfront: In Richtung Riga in Gegend Segewald Kämpfe unserer Nachhuten und den Vorhuten feindlicher Kavallerie. Von der übrigen Front ist nichts Bedeutsames zu melden. Sonst überall nur Gewehrfeuer.

Rumänische Front: Gewehrfeuer und Zusammenstöße von Patrouillen.

Kaukasusfront: Gewehrfeuer.

Ostsee: Vom 28. August bis 5. September war der Feind in den Gewässern des Rigaer Golfes sehr lebhaft. Feindliche Zeppeline erschienen südlich von Pernau und warfen auf Baltisch erfolglos einige Bomben ab. Am 3. September erschienen feindliche Unterseeboote im Golf von Riga und beschossen während der Nacht drei Punkte der Küste zwischen Riga und Pernau, wobei sie etwa 40 Geschosse verfeuerten. Sie töteten bei bei dem Dorfe Kadoki eine Frau, ein Mädchen und verwundeten eine Frau. Am Nachmittag griff ein deutsches U-Boot einen Transporter an und feuerte mehr als 20 Schuß auf ihn ab. Der Transporter, der nur ein 3.7 cm-Geschütz hatte, nahm den Kampf auf und zwang das U-Boot zu tauchen und die Flucht zu ergreifen. Zwei Mann der Besatzung des Transporters wurden verletzt. Unsere Kanonenboote und Torpedoboote blieben bis zum letzten Augenblick in Dünamünde und fuhren ab, indem sie die Schiffe und alles schwimmende Material der Festung und des Hafens von Riga davonführten. Außer mehreren U-Booten wurden im Golf von Riga keine feindlichen Schiffe entdeckt. Unsere Seestreitkräfte schützen den Golf und sind bereit, gegen den Feind zu kämpfen.

Flugwesen: In der Nacht zum 6. September machten unsere Flieger einen Ueberfall auf den Bahnhof von Baranowitschi, auf den sie 8 Bomben abwarfen. In der Gegend von Miadzioli schoß unsere Artillerie ein feindliches Flugzeug nieder, das in unseren Linien bei dem Dorfe Bogary abstürzte. Die feindlichen Flieger wurden gefangen genommen. Am Abend des 6 September warf ein feindliches Flugzeuggeschwader Bomben in der Gegend des Bahnhofes Zamirje.

Englischer Heeresbericht

vom 7. September nachmittags: Deutsche Vorstöße bei Lens und Armentières wurden abgewiesen. Deutsche Gegenangriffe gegen unsere gestern nördlich Frezenberg genommenen Stellungen zwangen unsere Abteilungen, unsere Linie nach rückwärts zu verlegen.

Vom 7. September abends: Westfront: Unsere Vorpostenlinien östlich Cleudit Leaurette (?) wurden leicht vorgeschoben. Außer der Beschießung unserer Stellungen von La Basséville und östlich und nördlich von Messines zeigte die feindliche Artillerie während des Tages geringe Tätigkeit. Am 6. September verursachte das Wetter eine Verminderung der großen Luftätigkeit der vorangegangenen zwei Tage. In gewissem Umfange wurde die Beschießung mit Bomben während des Tages ausgeführt. Ueber 100 Bomben wurden auf verschiedene Ziele abgeworfen. Zwei feindliche Flugzeuge und ein Beobachtungsballon wurden niedergebracht; zwei andere feindliche Flugzeuge wurden feuerlos zum Niedergehen gezwungen. Eins unserer Flugzeuge wird vermißt.

Englischer Heeresbericht aus Saloniki vom 7. September: Strumafront: Unsere Patrouillen machten einige Gefangene, überfielen feindliche Abteilungen aus dem Hinterhalt und brachten ihnen Verluste bei. Doiranfront: Der Feind machte einen Angriff auf unsere vorgeschobenen Posten nördlich von Doldzeli, wurde aber unverzüglich durch Gegenangriff wieder vertrieben. Die Tätigkeit unserer Artillerie hält an.

Englischer Bericht über die Operationen in Ostafrika: Im Lindi-Gebiet sind unsere Streifabteilungen tätig. Viele Nahrungsmittellager des Feindes wurden zerstört. Am 29. August bemerkteilligte eine englisch-belgische Abteilung von Iringa die Vereinigung mit der belgischen Abteilung von Kilossa bei Fatira, 97 Meilen südwestlich Kilossa. Am 30. August fügte die Abteilung von Lipende der deutschen Streitmacht, die sich in der Gegend von Mahenge zurückzog, ernstliche Verluste zu. Drei Europäer und 62 Askaris wurden getötet oder gefangen genommen, außer den zahlreichen Verwundeten, die entfernen. Ueber 400 Mann feindliche Truppen ergaben sich im Südgebiet, wo wir uns im Tundura festsetzten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191709091-16/fragment/page=0002

Der Haß gegen England in Rußland

Breite Bevölkerungsschichten begannen von Tag zu Tag mehr zu erkennen, wer eigentlich bei ihnen regiert und wer das ganze Staatswesen dem Abgrund entgegenführt. Der Haß auf England und die Engländer wächst unheimlich rasch. Beweise dafür bringt der Londoner Korrespondent der „Russkija Wjedomosti", er ist in den Besitz einer Reihe von Briefen in Rußland lebender Engländer gelangt, die sich mit der Lage befassen. Klagen über den Engländerhaß in Rußland. Die Russen sehen auf die Engländer herab wie auf eine zurückgebliebene Rasse, die des Idealismus bar ist und nur auf Eroberungen und Märkte ausgeht. Die Briefschreiber ändern sich hauptsächlich die Anklage, daß die englischen Kapitalisten den Krieg gewollt haben und ihn in ihrem Interesse führen. In den Augen der Engländer findet sich eine ganze Reihe von Fragen. Weshalb fallen die Russen so erbittert über die Verbündeten England und Frankreich her, die alle Kräfte anspannen, um Rußland zu helfen? und weshalb verhalten sie sich mit einer Sympathie zu Deutschland? Weshalb bringt die russische Presse eifrig alles Schlechte über das britische Reich zusammen und läßt alles Gute unberücksichtigt? Weshalb erwähnen die russischen Zeitungen so häufig Irland, Ägypten und Indien, aber in deutscher Beleuchtung? Weshalb registrieren die russischen Artikel nicht auch das, was England in diesen Kriegen getan hat? Weshalb entnehmen die russischen Autoren, wenn sie von England sprechen, ihre Argumente nur den deutschen Imperialisten? Weshalb hat Deutschland bei einem Teil der russischen Sozialisten eine solche Schwärmerei hervor? Der russische Korrespondent schließt seinen Brief: „Ich beklage es tiefst, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Völkern, die so gut waren, anfangen, in die Brüche zu gehen."

Provinz Sachsen und Umgebung

Aus Landes- und Stadtparlamenten
Verbandstagungen — Wahlen

— **Magdeburg**, 8. Sept. (Wahl von unbesoldeten Stadträten.) In der nichtöffentlichen Sitzung der Stadtverordneten einigte man sich dahin, an Stelle des verstorbenen Stadtrats Wolff, den jetzigen Führer der bürgerlichen Linken im Stadtparlament, Oberpostsekretär Wilhelm Huck, zum unbesoldeten Stadtrat zu wählen und die unbesoldeten Stadträte Eichardt, Strauß, Morgenstern, Laue, Beims und Arnold, deren Wahlperiode im November bezw. im Dezember d. Js. abläuft, wiederzuwählen.

— **Jena**, 8. Sept. (Der Verband der Hausbesitzervereine in Thüringen) wird am 23. September in Jena eine Tagung abhalten, zu dem nicht nur die dem Verbande angehörenden Vereine, sondern auch die übrigen in den thüringischen Staaten vorhandenen, nicht angeschlossenen Vereine, sowie alle Hausbesitzer, die keinem Vereine angehören, geladen werden sollen. Es werden folgende Vorträge gehalten werden: 1. Ueber die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der Hausbesitzer-Vereine in Landesvereine. Berichterstatter: Der Vorsitzende. Oberregierungsrat a. D. Fuhrmann (Weimar). 2. Die wirtschaftliche Bedeutung der Hausbesitzer-Genossenschaften. Berichterstatter: Rechtsanwalt Dr. Seyfart (Spandau), Syndikus des Preußischen Landesverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine. 3. Die Verordnung des Bundesrats zum Schutze der Mieter vom 26. Juli 1917? Berichterstatter: Der Vorsitzende.

Kirche, Schule, Jubiläen, Ernennungen

— **Nachterstedt**, 8. Sept. (Jubiläum.) Am Sonntag, 9. September, begeht der hiesige Vaterländische Frauenverein den Tag seines 25jährigen Bestehens. Das Jubiläum wird durch einen Familienabend gefeiert werden. Eine große Zahl ingendlicher Kräfte hat viel Fleiß und Mühe daran gesetzt, der Versammlung einen schönen vaterländischen Gehalt zu geben. Es darf wohl auf einen recht zahlreichen Besuch gerechnet werden. Die etwaige Einnahme der festlichen Veranstaltung soll dem Vaterländischen Frauenverein jetzt mit besonderer Hinsicht auf die betreibende Säuglingspflege zugute kommen. Für den hierfür denselben Zweck bestimmten Opfertage kann dann die Sammlung hier ausfallen.

— **Gernrode** (Harz), 8. Sept. (Jubiläum einer Firma.) Die Firma Gernroder Baumschulen Reichner, Gernrode (Harz) konnte in diesen Tagen auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Seinergeit aus kleinen Anfängen heraus mit geringen Baumbeständen gegründet, werden jetzt Tausende von Obstbäumen in allen Formen und Sorten jährlich herangezogen und in alle Teile Deutschlands versandt. Viele größere Obstplantagen und Chausseepflanzungen sind namentlich in den letzten zehn Jahren angelegt und spenden uns das jetzt im Kriege so unendlich wertvoll gewordene Volksnahrungsmittel.

— **Dessau**, 8. Sept. (Ein 50jähriges Meisterjubiläum.) Am 13. September begeht ein bekannter Bürger unserer Stadt, Hoflieferant Otto Kaulitz, sein 50jähriges Meisterjubiläum als Posamentierer. Er ist 1842 zu Dessau geboren. Herr Otto Kaulitz ist Mitbegründer des Männer-Turnvereins, dem er noch heute als aktives Mitglied angehört, auch gründete er die 1. Kompagnie der Freiwilligen Feuerwehr mit, in der er lange Zeit Porturner und Steiger war, ferner ist er der älteste Koppenschütze. Im Oktober d. Js. wird der Jubilar im Kreise seiner Kinder und Kindeskinder das Fest der goldenen Hochzeit begehen können.

Lebens- und Genußmittelfragen

— **Kemberg**, 8. Sept. (Einrichtung der Lebensmittelkartenausgabe in Kemberg.) Durch den hiesigen Magistrat — Bürgermeister Dietze — ist die äußerst praktische Einrichtung getroffen, daß zur Vereinfachung und zur Wege- und Zeitersparnis die Brotkarten auf vier Wochen ausgegeben werden. Hierbei ist ausdrücklich darauf hingewiesen, daß eine Belieferung der Marken vor ihrer Gültigkeit für den Bäcker wie für den Verbraucher strafbar ist und Zuwiderhandlungen bestraft und verfolgt werden. Zur Aufbewahrung der Marken erhält jede Haushaltung eine Markentasche, die sauber zu halten und alle vier Wochen zur Neufüllung mit sämtlichen Lebensmittelkarten im Rathaus vorzulegen ist. Die Markentaschen sind numeriert. Jeder Markentasche wird die Nummer auf einen Zettel noch besonders beigegeben. Der Zettel ist aufzuheben behufs Benutzung bei der Marken-Ausgabe. Diese Einrichtung dürfte mit Recht zur Nachahmung empfehlenswert sein.

— **Gera i. Th.**, 7. Sept. (Herstellung einer Gefrieranlage.) Alles Fleisch, das eingefroren werden sollte, mußte bisher nach Leipzig gebracht werden. In Zukunft soll das Fleisch hier eingefroren werden. Der Stadtrat will deshalb im Schlachthofe eine Gefrieranlage herstellen lassen, die etwa 15 000—20 000 Mk. kosten wird.

Diebstähle und andere Straftaten

— **Magdeburg**, 8. Sept. (Landgericht.) Der Lokomotivführer Karl Arend, geb. 1870, und der Rangierführer Hermann Witke, geb. 1876, von hier, führten am 20. März, vormittags ½4 Uhr, auf dem Hauptbahnhof eine Rangierfahrt aus und hatten dabei ein Hauptgleis zu kreuzen, auf dem von Stendal her zwei leere Maschinen ankamen. Die Angeklagten sollen nun die Haltestelle des Sperrsignals nicht beachtet und dadurch einen Zusammenstoß veranlaßt haben, der einen größeren Materialschaden verursachte. Von dem Bahnpersonal wurden ein Lokomotivführer und ein Hilfsheizer leicht, ein Rangierer und der Lokomotivführer Seese schwer verletzt. Letzterer ist dann am 28. März infolge von Leberzerreißung und Bauchfellentzündung gestorben. Die Angeklagten wurden wegen fahrlässiger Transportgefährdung in Tateinheit mit fahrlässiger Tötung und Körperverletzung zur Verantwortung gezogen, wegen ungenügenden Beweises aber freigesprochen.

— **Bad Kösen**, 8. Sept. (Im Stich gelassene Diebesbeute.) Am Donnerstag früh gegen 6 Uhr wurde von zwei Bahnangestellten beobachtet, daß zwei Männer einige gefüllte Säcke über den Zaun des Bahnhofes nach dem Bahnsteig stellten. Die Beobachter vermuteten dabei eine beabsichtigte Fahrkartenhinterziehung und forderten die Unbekannten auf, nach dem Bahnhofseingange und durch die Sperre zu gehen. Die Säcke, die Obst entwickelten, nahmen die Angestellten an sich und trugen sie nach dem Bahnhofe. Trotzdem der Zug in der Richtung nach Naumburg einlief, hatten sich die Unbekannten aus dem Staube gemacht und die Säcke im Stich gelassen. Auch eine Frauensperson mit einem gefüllten Tragkorbe befand sich bei den beiden Unbekannten. Diese suchte gleichfalls das Weite. Wahrscheinlich stammt das Obst von einem Diebstahl, der in der Nacht zum Donnerstag ausgeführt worden ist. Die Polizei nahm das im Stich gelassene Diebesgut in Verwahrung.

— **Halberstadt**, 8. Sept. (Zu gut gelebt) hat die Ehefrau Anna Gr., indem sie ein ganzes Jahr lang für eine Person zuviel Lebensmittelmarken erhielt und verwendet hat. Auf ihrem Lebensmittelamt war im Sommer 1916 durch ein Versehen der Behörde eine Person zuviel eingetragen. Die Frau erklärte gestern vor dem Schöffengericht, daß sie in Versuchung gekommen sei, die Nahrungsmittel zu verwenden, da sie mehrere jetzt noch schwerkranke Kinder hat. Das Schöffengericht sah aus alle den Gründen die Verfehlung milde an und setzte die durch Strafbefehl verhängte Geldstrafe von 60 auf 20 Mk. herab.

Verschiedene Nachrichten

— **Seehausen i. Altm.**, 8. Sept. (Gutsverkauf.) Das Gut Schüring bei Schönberg wurde an einen Herrn aus Wolmirstedt verkauft. Der Kaufpreis beträgt 190 000 Mk. gegen 162 000 Mk. vor etwa 10 Jahren.

Aus dem Gerichtssaal

Schwindel mit Kraftbrühwürfeln

Im Februar dieses Jahres erschien in einem Bitterfelder Blatte folgende Anzeige: „Achtung! So lange der Vorrat reicht, Kraftbrühwürfel das Stück zu 4 Pfennige." Da die Verbraucher annahmen, es handle sich hier um eine besonders gute Ware, so kaufte man die Würfel, sah sich aber enttäuscht. Es wurde eine Probe zum Nahrungsmitteluntersuchungsamt gebracht, das feststellte, daß es sich hier um nicht weniger als 94 Prozent Kochsalz handelte, während Fett und Stickstoff überhaupt nicht vorhanden waren. Ein Kraftbrühwürfel wiegt 4 Gramm. Ein Kraftbrühwürfel dürfe nur 65 Prozent Kochsalz enthalten. Die übrigen 35 Prozent müssen aus Fleischextrakt und den oben angeführten Zeilen bestehen. Der Verkäufer der Kraftbrühwürfel, der Handelsmann Emil Weise aus Luckenwalde, hatte sich deshalb vor dem Schöffengericht zu Bitterfeld zu verantworten gehabt und war dort zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Der Amtsanwalt, sowie der Angeklagte legten Berufung ein, die jetzt von der Strafkammer des Landgerichts Halle verworfen wurde, so daß es bei dem ersten Urteil bleibt.

Vergehen gegen eine Bundesratsverordnung

Die Landwirtsfrau Olga Freyer hatte ihrem Tagelöhner 9 Zentner Gerste anstatt Lohn gegeben. Es wurde Anzeige gegen sie erstattet. Das Schöffengericht sprach sie jedoch frei, weil sie, wie sie angab, sonst keinen Tagelöhner bekommen hätte. Der Amtsanwalt legte Berufung ein und die Sache kam in der Halleschen Strafkammersitzung wieder zur Verhandlung, wo die Beschuldigte zu 30 Mark Geldstrafe verurteilt wurde. Die Urteilsbegründung lautete dahin, daß die Frau sich erst vom Landrat hatte die Erlaubnis erwirken müssen.

Einen Wagen gestohlen

Ein Zuckerbäcker aus Dölau hatte bei einer Händlerin einen Wagen eingestellt. Bald darauf kam der vorbestrafte Arbeiter Friedrich Bielert, um diesen Wagen zu leihen. Die Frau verweigerte ihm das. Bielert nahm nun den Wagen in einem unbemerkten Augenblick und verschwand damit. Er verkaufte ihn noch am selben Tage an eine andere Händlerin in Halle. Für sein Vergehen erhielt er von der Strafkammer zu Halle ein Jahr Gefängnis.

Wieder in den Leunawerken eingebrochen

Der vorbestrafte Arbeiter Reinhold Fretner hatte sich in den Leunawerken in eine Baracke eingeschlichen, dort einen Schrank erbrochen und einem anderen Arbeiter ein Paar Stiefel im Werte von 25 Mark und drei Pfund Brot entwendet. Die Strafkammer in Halle erkannte auf drei Monate Gefängnis.

Diebstahl und Verfütterung von Brotgetreide

Der 19jährige polnische Arbeiter Wladislaus Slavierski war auf einem Gute in Glesien als Arbeiter beschäftigt. Seiner Meinung nach bekam er für seine Pferde nicht genügend Futter. Er stieg von der Futterkammer aus nach dem Futterboden, indem er eine Latte losbrach, um für seine Pferde Hafer zu holen. Da er den Hafer nicht fand, nahm er aus einem verschlossenem Behälter 40 Pfund Roggen. Dabei kam er auf den Gedanken, zehn Pfund für sich zu behalten, um ihn als „Kaffee" zu brennen. Den andern fütterte er seinen Pferden. Wegen schweren Diebstahls und Verfütterns von Brotgetreide wurde er zu drei Monaten einem Tage Gefängnis verurteilt.

Tüchtige Geschäftsleute!

Ein Kaufmann Ad. Lubszynski, der seine Metallputzpasta nicht los werden konnte, wickelte sie anders ein und verkaufte sie als Kriegsseife, die er „Handwaschpasta Reinheit" nannte. Ein anderer, der leider über Lagerhüter nicht verfügte, machte eine Tonseife aus ungebranntem Ziegelstein, also Lehm. Beide waren wohl der Ansicht einer Berliner Strafkammer, daß ihnen nichts geschehen könne, weil manch Minderwertiges vom Publikum dankbar aufgenommen wird, da eben Mangel herrscht. Aber sie haben sich doch verrechnet und müssen diesen Irrtum mit 1000 bezw. 500 Mk. Geldstrafe büßen.

(Nachdruck verboten.)

Geheimnisse und Wunder

[1] Von Gertrud von Stokmans.

1. Kapitel.

In dem hellerleuchteten Empfangsraume eines großen Hotels zu Frankfurt am Main stand eine junge Dame in Trauer und blickte bestürzt auf einige Angestellte des Hotels, welche ihr immer wieder versicherten, es sei alles besetzt, sie könne das gewünschte Zimmer für die Nacht nicht erhalten.

Die schlichte Gestalt verschwand fast in der weiten, vornehmen Halle.

Sie hatte ein Gesicht, zart und licht wie ein Blumenkelch, sanfte, graue Augen und aschblondes Haar, aber von alledem sah man wenig oder nichts. Ein sackartiger Staubmantel verhüllte ihre zierliche Figur, eine Reisekappe mit Schleier den feinen Kopf, und in ihrer Haltung lag eine Unsicherheit, welche zu falschen Schlüssen verleiten mußte.

„Kein Zimmer?" wiederholte sie zaghaft und zögernd. „Ich muß sagen, das begreife ich nicht. Es wurde doch für mich bestellt, vor einigen Tagen schon."

Der Oberkellner wurde um einen Grad höflicher. „Von wem, wenn ich fragen darf?"

„Von der Gräfin Tilli Turner auf Schloß Maienburg am Rhein. Sie erwartet mich und hat mich hierher gebeten."

Er schüttelte den Kopf und der Portier sekundierte. „Bedaure," meinte er kühl, „eine solche Bestellung liegt bei uns nicht vor. Sie ist wahrscheinlich einem anderen Hotel zugegangen. Gnädigste verwechseln die Namen."

Die junge Dame zog eine Postkarte hervor, auf welcher das Haus, in dem sie sich befand, genannt und genau bezeichnet war. „Da," sagte sie, „sehen Sie selbst, von einem Irrtum meinerseits kann keine Rede sein."

Der Oberkellner mußte das zugeben, verhielt sich aber doch wie vor ablehnend. „Allerdings," sagte er, „die Frau Gräfin hat offenbar die Absicht gehabt, ein Zimmer bei uns zu bestellen, diese Bestellung ist aber aus irgend einem Grunde unterblieben, und wir sind nun nicht mehr in der Lage, Sie unterzubringen. Wie ich schon sagte, es ist alles besetzt."

Der Portier, ein älterer Mann, fühlte ein menschliches Rühren. „Gnädigste müssen versuchen, an anderer Stelle unterzukommen", meinte er tröstend, „allerdings mit wenig Aussicht auf Erfolg. Die Pfingstreisenden sind bereits weiterwegs, und das bevorstehende Sängerfest zieht auch noch Tausende herbei. Na, im Notfall bleibt Ihnen immer noch der Bahnhof. Im Damenzimmer ist ein bequemes Sofa, auf dem Sie sich lang ausstrecken und ein paar Stunden schlafen können. Um 8 Uhr wollen Sie ja doch wieder weiter."

Er hielt das anspruchslos auftretende, schlicht gekleidete junge Mädchen, das nur eine Handtasche bei sich hatte, für eine Erzieherin oder Gesellschafterin, die im Begriff war, nach einer beschwerlichen Reise dritter Güte eine neue Stellung anzutreten, und mit diesen Damen machte man im Hotel nicht viel Umstände. Ihren gleich anfangs genannten Namen hatte er nur zur Hälfte verstanden.

In diesem Augenblick schrillte das Telephon, und er nahm schnell den Hörer zur Hand. Die Gräfin Tilli Turner meldete sich und eine helle, herrische Stimme rief:

„Ist meine Nichte, die Baronesse Rainer, angekommen und gut untergebracht? Der Direktor verspricht mir, sich ihrer ganz besonders anzunehmen. Die junge Dame reist zum ersten Male allein."

Diese Worte wirkten Wunder. Die Gräfin erhielt eine diplomatisch gehaltene, beruhigende Antwort, und die Fremde, welche soeben zögernd und niedergeschlagen das ungastliche Haus verließ, wurde eilends zurückgeholt. Gleich darauf erschien der Direktor in höchst eigener Person. Er begrüßte sie wie alle seine Gäste, mit kühler Korrektheit und gemessener Würde, war dann aber sehr liebenswürdig und bat tausendmal um Entschuldigung. Ein kleines Versehen war vorgekommen im Drange der Geschäfte durch ihn selbst veranlaßt. Er mußte das zugeben, und bedauerte es lebhaft. Es konnte aber schnell wieder aufgemacht werden, und die Frau Gräfin, die offenbar eine gute Kundin war, sollte keinen Anlaß haben zur Klage.

„Ein richtiges Schlafzimmer kann ich Ihnen allerdings nicht mehr anbieten", sagte er nach kurzer Rücksprache mit dem Portier, „aber wir haben im zweiten Stock einen kleinen Salon, der glücklicherweise gerade frei ist. Der breite Diwan, der darin steht, läßt sich leicht in ein bequemes Bett verwandeln, und einen Waschtisch stellen wir auch hinein. — In einer Viertelstunde ist alles bereit. Vielleicht gehen Sie inzwischen ins Lesezimmer oder nehmen noch eine Tasse Tee."

Elisabeth Rainer nickte. — — Der erste, unerwartet unfreundliche, ablehnende Empfang hatte sie erschreckt und verwirrt und ihr leicht bewegliches Gleichgewicht erschüttert, nun aber, da sie sich wieder angekannt und geborgen fühlte, kehrte allmählich ihre Unbefangenheit und normale Stimmung zurück, und sie erinnerte sich der dringenden Mahnung ihrer Verwandten, im Hotel etwas zu essen. So geleitete der Direktor sie noch selbst in den Speisesaal, fragte nach ihren Wünschen und machte die Bestellung. Dann nannte er ihr die Nummer ihres Zimmers und zog sich mit höflichem Gruße zurück.

Eine halbe Stunde später lag sie wohlig ausgestreckt in ihrem Bett und betrachtete das Gemach, in dem man sie untergebracht hatte. Es machte einen sehr behaglichen Eindruck und erinnerte in keiner Weise an ein gewöhnliches Fremdenzimmer. Die Koffer fehlten ja auch, denn ihr umfangreiches Gepäck war auf dem Bahnhof zurückgeblieben, und der improvisierte Waschtisch stand hinter einem reizenden japanischen Schirm. Ein blaßroter Teppich bedeckte den Fußboden, und weiche blaßrote Seide umkleidete nicht nur die beiden Fenster mit den Spitzenvorhängen. Sie überzog auch die zierlichen Polstermöbel und bauschte sich, mit Daunen gefüllt, als Riesenkissen auf Sofas und Sesseln. Ein paar moderne gute Bilder hingen an der Wand, und auf dem Schreibtisch stand eine reizende Statuette, die Zeit, welche eine richtig gehende, sanft tickende Uhr in den hoch erhobenen Händen hielt. Diese Uhr zeigte auf zwölf.

Elisabeth Rainer lächelte befriedigt vor sich hin. Wie gut, daß sie eine Dame war, einem Herrn hätte man diesen vornehmen Raum wohl kaum als Schlafzimmer eingeräumt. Der Portier schien auch bei ihr Bedenken gehabt zu haben, sie waren aber von dem Direktor mit einem Achselzucken und einer Handbewegung abgetan worden.

Eine Tür an der einen Längsseite des Salons wies auf eine Verbindung mit dem Nebenzimmer hin. Diese war nicht verstellt, aber von ihrer Seite aus verriegelt, und das beruhigte Elisabeth ungemein. Sie war ängstlich von Natur, und man hatte sie vor den gefahrvollen Möglichkeiten dieser Reise so viel gewarnt, daß sie davon ganz nervös geworden war.

Nun mußte sie sich selbst sagen, augenblicklich lag kein Grund zu irgend welcher Besorgnis vor. Sie ruhte hier so sicher und warm, wie in Abrahams Schoß, und nichts störte das Gleichmaß ihrer Empfindungen. Trotzdem konnte sie nicht einschlafen. Die lange Eisenbahnfahrt hatte sie mehr erregt als ermüdet, und während sie sonst immer den festen, gesunden Schlaf der Jugend schlief, lag sie diesmal stundenlang mit offenen Augen da. Ihre Gedanken umschwirrten sie wie eine Schar aufgescheuchter Vögel. Bald flogen sie zurück zu dem altersgrauen Veroneser Palast, in dem sie die letzten vier Jahre zugebracht hatte, bald eilten sie voraus nach Schloß Maienburg am Rhein, das nun ihre Heimat werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191709091-16/fragment/page=0003

Aus Halle und Umgebung

Halle, den 9. September

Die Kriegsbeihilfen und Kriegsteuerungszulagen der Staatsbeamten

I. Vom 1. April 1917 ab erhalten alle planmäßig angestellten männlichen und weiblichen Staatsbeamten laufende monatliche Kriegsbeihilfen nach folgenden Sätzen:

	Gruppe 1 mit einem jährlichen Diensteinkommen bis zu 2300 M	Gruppe 2 mit einem jährlichen Diensteinkommen von mehr als 2300 bis 4800 M	Gruppe 3 mit einem jährlichen Diensteinkommen von mehr als 4800 bis 7800 M
	monatlich M	monatlich M	monatlich M
die unverheirateten Beamten	10	nichts	nichts
die verheirateten Beamten ohne Kinder	15	12	nichts
die verheirateten Beamten mit 1 Kinde	27	23	10
die verheirateten Beamten mit 2 Kindern	40	35	21
die verheirateten Beamten mit 3 Kindern	54	48	33
die verheirateten Beamten mit 4 Kindern	69	62	46
die verheirateten Beamten mit 5 Kindern	85	77	60
für jedes folgende Kind erhöht sich die Steigerung um monatlich 1 M, d. h. in Gruppe 1 auf 17, 18, 19 usw., in Gruppe 2 auf 16, 17, 18 usw., in Gruppe 3 auf 15, 16, 17 usw. M			
Die Beihilfe beträgt also bei 6 Kindern	102	93	75

II. Vom 1. Juli 1917 ab erhalten an laufenden jährlichen Kriegsteuerungszulagen:

1. Die verheirateten planmäßig angestellten Staatsbeamten mit einem Diensteinkommen (ohne Wohnungsgeldzuschuß) bis zu 13 000 Mark einschließlich, je nachdem sie den in dem Gesetz vom 25. Juni 1910 für den Wohnungsgeldzuschuß vorgesehenen Tarifklassen V, IV, III, II angehören, in

Tarifkl.	Kinderlos	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4 Kinder
V	360 M	396 M	432 M	468 M	504 M
IV	540 „	594 „	648 „	702 „	756 „
III	720 „	792 „	864 „	936 „	1008 „
II	900 „	990 „	1080 „	1170 „	1260 „

Tarifkl.	5 Kinder	6 Kinder
V	540 M	576 M
IV	810 „	864 „
III	1080 „	1152 „
II	1350 „	1440 „

für jedes weitere Kind immer 10 v. H. mehr, bes für das kinderlos verheiratete Ehepaar eingesetzten Grundbetrages.

2. Die verheirateten ständig gegen Entgelt beschäftigten — außerplanmäßigen — Staatsbeamten werden nach dem Satze derjenigen Stelle behandelt, in die sie bei der ersten planmäßigen Anstellung eingereihen wären.

3. Die verheirateten ständig gegen Entgelt beschäftigten Lohnangestellten höherer Ordnung sind nach den Tarifsätzen der entsprechenden Beamtenklassen abzufinden.

4. Unverheiratete männliche und weibliche planmäßig angestellte Staatsbeamte, unverheiratete ständig gegen Entgelt beschäftigte — außerplanmäßige — männliche und weibliche Staatsbeamte und unverheiratete männliche und weibliche Lohnangestellte höherer Ordnung mit einem Diensteinkommen von nicht mehr als 6000 Mark einschließlich erhalten 300 Mark jährlich in allen Tarifklassen.

Stoff zu einer Hindenburgfeier

Am 2. Oktober wird der 70. Geburtstag unseres deutschen Generalfeldmarschalls von Hindenburg gefeiert. Es war ein glücklicher Gedanke, an diesem wichtigen nationalen Jahrestag eine besondere Festversammlung mit Vortrag, Gesang, Aufführung anzuregen und eine Sammlung für die dem Feldmarschall am Herzen gelegene Fürsorge für die Truppen zu Wasser und Land, auch für die kriegsgefangenen Deutschen, damit zu verbinden. Eine solche Feier kann natürlich zweckmäßig und doch erfolgreich im bescheidensten Rahmen auch auf dem kleinsten Dorfe begangen werden. Unseren Pfarrern und Lehrern auf dem Lande erwächst hier eine schöne Aufgabe. Wer in diesem Sinne mithelfen will, lasse sich kostenlos Vortragsmaterial zuschicken vom Ausschuß: Berlin W. 8, Charlottenstraße 35.

Zehn Gebote zum Gassparen

Bekanntlich müssen sich unsere Hausfrauen unbedingt mit der Frage beschäftigen, wie sie die angeordnete Gasersparnis bewerkstelligen können. Es bedarf gründlichen und regelmäßigen Studiums des Gasmesserstandes, um den verschiedenen Gasverbrauch zur Kochzeitmachung einer bestimmten Wochenmenge bei dieser oder jener Flammenstellung auszumitteln. Auch alle anderen möglichen Vorsichtsmaßregeln müssen ergriffen werden, wenn man nicht bei seiner Wirtschaftsführung in ernstliche Verlegenheit geraten will. Ein Mitarbeiter des „B. L." sendet dem Blatt folgende „zehn Gebote" zur Gasersparnis, die auch von unseren Leserinnen beherzigt werden mögen:

1. Man halte den Gasmesser stets so lange geschlossen, wie keine Flamme verbrannt wird. Denn alle Röhren sind stets etwas, wenn auch wenig, durchlässig und durch das Offenlassen entweicht viel Gas unnütz. 2. Man schließe aber den Gasmesser erst, nachdem man die Hähne sämtlich geschlossen hat, damit nicht beim Oeffnen des Messers unnütz Gas ausströmt, ehe die Flammen entzündet sind. 3. Wo die Beleuchtung nicht zur Arbeit dient, sondern nur zur Erhellung von Durchgangsräumen usw., lasse man die großen Brenner durch Liliputbrenner ersetzen. 4. Wenn man auf Gas kocht, darf keine Zugluft die Kochflammen treffen, damit diese nicht über den Boden des Kochgefäßes hinausschlagen. 5. Sobald der Inhalt des Kochgefäßes kocht, kann der Gashahn zurückgestellt werden, weil dann mäßiges Feuer genügt, die kochende Hitze zu erhalten. 6. Sorge stets dafür, daß die zum Kochen benutzten Gefäße unten sauber sind. Der sich unten ansetzende Ruß ist ein schlechter Wärmeleiter. 7. Dünnwandige und flache Gefäße erfordern weniger Gas als dicke und hohe. 8. Warmes Wasser kann in Gefäßen warm erhalten werden, die anstatt des Deckels auf die Kochtöpfe gestellt werden können. 9. Halte stets alle Brenner in Ordnung. Schlechte Brenner nützen nicht und verbrauchen unnütz Gas. 10. Benutze die Kochkiste.

— **Die Gemälde-Ausstellung** im Kunstverein, Salzgrafenstraße 2, ist durch Ausstellung mehrerer großer Bilder des Berliner Kunstmalers Franz Türcke weiter bereichert worden. Es sind Landschaften in Abendbeleuchtung und nächtlichem Sternhimmel, wie sie von Türcke Pinsel uns wohl vertraut sind; Bilder, die auf großen Ausstellungen prämiiert worden sind. Die Ausstellung der großen Türcke-Bilder kann wegen anderer Verpflichtungen des Malers nur bis 10. September dauern; von da ab bis zum 16. September wird eine Sammlung von etwa 24 kleinen farbigen Zeichnungen, Aquarellen, Radierungen usw. zum Franz Türcke gezeigt werden.

Illustriertes Unterhaltungsblatt. Infolge Ausbleibens des erforderlichen Papiers müssen wir heute leider das Unterhaltungsblatt wieder fehlen lassen, doch hoffen wir, in den nächsten Tagen dasselbe nachliefern zu können. Der Verlag.

— **Bestrafungen wegen Höchstpreisüberschreitungen usw.** Gegen die Ehefrau Elise Schuh aus Halle, Geiststraße 68, und die Ehefrau Minda Donath, Alter Markt 1, ist wegen Höchstpreisüberschreitung von Möhren eine Geldstrafe gegen 1) von 50 Mk., gegen 2) von 100 Mk., oder eine Gefängnisstrafe von 10 bezw. 20 Tagen, gegen die Handelsfrau Amalie Terre, Wittestraße 2, wegen Höchstpreisüberschreitung für Erdbeeren eine Geldstrafe von 25 Mk. oder eine Gefängnisstrafe von 5 Tagen, gegen die Kaufmannsfrau Marie Gärtner, Merseburger Straße 161, wegen verweigerter Abgabe von Schleien eine Geldstrafe von 10 Mk. oder 2 Tagen Haft, gegen den Handelsmann Louis Hehnert, Sophienstraße 41, wegen Höchstpreisüberschreitung von Kirschen, eine Geldstrafe von 150 Mk. oder 30 Tagen Gefängnis, gegen die Handelsfrau Auguste Reizig, Glaucharer Straße 43, wegen Abgabeverweigerung von Obst eine Geldstrafe von 12 Mk. oder 4 Tagen Haft, gegen die Lebensmittelhändlerin Anna Sennewald, Merseburger Straße 35, wegen Abgabeverweigerung von Kohlrabi eine Geldstrafe von 10 Mk. oder 2 Tagen Haft, gegen die Handelsfrau Auguste Schulze, Küfler Brunnen 2, wegen übermäßiger Preissteigerung eine Geldstrafe von 25 Mk. oder 5 Tagen Gefängnis, gegen den Geschäftsführer Hermann Wagner, Dorotheenstraße 4, wegen übermäßiger Preisforderung eine Geldstrafe von 20 Mk. oder 4 Tagen Gefängnis, gegen die Kaufmannsehefrau Ida Raue, Albrechtstraße 46, wegen Abgabeverweigerung von Sirup eine Geldstrafe von 6 Mk. oder 2 Tagen Haft, gegen die Ehefrau Auguste Nürnberger, Niemeierstraße 8, wegen übermäßiger Preisforderung für Erdbeeren usw. eine Geldstrafe von 60 Mk. oder 12 Tagen Gefängnis festgesetzt worden.

Landwirtschaftliches

Vermehrung der Zuckererzeugung

Die Wichtigkeit des Rübenbaues bleibt auch im Kriege bestehen. Die Rübe erzeugt die doppelte Menge an Nährstoffen auf der Flächeneinheit wie die Kartoffel und die dreifache Menge wie Getreide. Ungeheuer wichtig ist sie auch als Vorfrucht, so daß ein Gut, das ein Viertel seines Landes mit Zuckerrüben bebaut, mehr Getreide erzeugt, als ein Gut, welches gar keine Zuckerrüben baut. Die Vereinigung zur Hebung des Zuckerverbrauchs, der sämtliche beteiligte Kreise, auch die Verbraucher, angeschlossen sind, hat deshalb eine Eingabe an den Reichskanzler gerichtet, in der sie auf die Wichtigkeit der Vermehrung der Zuckererzeugung hinweist und Mittel hierfür angibt. Auf die Wiedereinführung von Prämien wird verzichtet. Die Brüsseler Konvention soll weiterbestehen unter der Bedingung, daß England prämiierten Zucker mit Strafzöllen belegt und Rußland keine mittelbaren Prämien aufhebt. Der Beitritt der Balkanstaaten und der Türkei wird gewünscht.

Der Futterwert des Kartoffelkrautes als Heu und als Sauerfutter

Ueber diesen wichtigen Gegenstand hat der Vorsteher der ernährungsphysiologischen Abteilung des Instituts für Gährungsgewerbe zu Berlin, Privatdozent Dr. Wilhelm Völtz, eine für jeden Landwirt wissenswerte kurze Abhandlung geschrieben, die die Gesellschaft zur Förderung des Baues und der wirtschaftlich zweckmäßigen Verwerdung der Kartoffeln E. V. im August 1916 durch Flugblatt verbreiten ließ und die angesichts unserer geringen Futtermittelernte heute doppelten Wert hat. In der Abhandlung wird gesagt, daß getrocknetes oder eingesäuertes Kartoffelkraut ein wertvolles Futtermittel sei. Der Ertrag an frischer Masse (etwa 23 Proz. Trockensubstanz) ist etwa 100—200 Doppelzentner auf 1 Hektar. Es können auch die getrockneten, eingesäuerten Kartoffelbeeren mit dem Kartoffelkrautheu zusammen verfüttert werden, jedoch ist ihr Nährwert etwas geringer als der des Krautes. Die Aberntung des grünen Krautes darf frühestens 8 Tage vor der neuen Ernte erfolgen, das Kraut wird mit der Sense oder Sichel abgemäht, tunlichst auf Meereuter gebracht oder durch Trockenapparate getrocknet oder eingesäuert. Stirbt das Kraut vorzeitig ab, kann mit der Ernte begonnen werden, wenn etwa ⅔ der Blätter zu welken anfangen. Kartoffelkrautheu hat etwa den gleichen Futterwert wie Wiesenheu, besitzt jedoch einen etwas höheren Gehalt an verdaulichen Rohprotein. Versuche in der ernährungsphysiologischen Abteilung des obengenannten Institutes an Milchkühen ergaben, daß die Kühe etwa die Hälfte des Futters in Form von Kartoffelkrautheu, die andere Hälfte in Form von Wiesenheu restlos verzehrten. Das Kartoffelkrautheu leistete hinsichtlich der produzierten Mengen an Milch, Milchfett und Milchtrockensubstanz das gleiche wie gutes Wiesenheu. Die Milch war von einwandfreier Beschaffenheit. Die Einsicherung des Kartoffelkrautes geschieht in derselben Weise, wie die anderer Rohfutterstoffe. Jedoch hat das Einsäuerg gegenüber der Dürreheubereitung den Nachteil, daß erhebliche Nährstoffverluste stattfinden, wohingegen die Vorzüge der Einsäuerung gegenüber der Heuverbrüng darin bestehen, daß sie vom Wetter unabhängig ist, und daß man das Kraut an Ort und Stelle einsäuern kann.

Für Pferde, Milchkühe und Jungvieh kann die Hälfte des Rauhfutters durch Kartoffelkrautheu ersetzt werden. Für Mastochsen und Schafe drei Viertel. Vom gesäuerten Kartoffelkraut können bis drei Viertel der Ration an Kartoffelkrautheu verfüttert werden. Besondere Vorsichtsmaßregeln bei der Verfütterung des Kartoffelkrautheus sind nur dann nötig, wenn die Beschaffenheit infolge unzeitigen Erntewetters zu wünschen hat. Es kommen dann dieselben Vorsichtsmaßregeln wie für die Verfütterung des schlecht geernteten Wiesenheues in Frage. Nach vorliegenden Erfahrungen darf Kartoffelkrautheu nur mit besonderer Vorsicht frisch verfüttert werden. Auf Grund der Erfahrungen und Beobachtungen in seiner landwirtschaftlichen Praxis kommt der Verfasser dahin, die Verfütterung von Kartoffelkraut als Heu und Sauerfutter nicht für die Kriegszeit, sondern auch unter normalen Verhältnissen zu empfehlen.

Börsen- und Handelsteil

Devisenkurse

Berlin, 8. Septbr. Die telegraphischen Auszahlungen stellen sich heute für

	Geld	Brief
Holland	299¾	301¼
Dänemark	217	217¾
Schweden	240¾	241¼
Norwegen	217¼	217¾
Schweiz	149¼	149¾
Oesterreich-Ungarn	64.20	64.30
Bulgarien	80¼	81¼
Konstantinopel für ein türkisches Pfund	19.90	20.00
Spanien für 100 Pesetas	127¼	128¾

Berliner Börsenstimmungsbild

Berlin, 8. Sept. Die gestrige Abschwächung gegen Schluß des Verkehrs war heute bereits wieder überwunden, doch gestaltete sich das Geschäft weitaus ruhiger als an den Vortagen und die Kursbildung war, wenn auch überwiegend nach oben gerichtet, nicht ganz einheitlich. Das Interesse vereinigte sich heute unter Führung von Lloyd, Hansa und Argo auf Schiffahrtswerte, sowie unter Bevorzugung von Gelsenkirchen und rheinischen Stahlwerten, letztere auf die bevorstehende Neugliederung einer Kohlengeche und der damit verbundenen Kapitalserhöhung, auf Montanwerte. Als fest und höher sind noch zu erwähnen Elektrizitätsaktien, türkische Tabak und Orientbahn, österreichischer Kredit und Franzosen, sowie österreichische und ungarische Renten. Rüstungsaktien waren ungleichmäßig, im ganzen wenig verändert. Am heimischen Bankenmarkt machte sich andauernd Begehr im anlagesuchenden Publikum bemerkbar.

Produktenbericht

Berlin, 8. Sept. Im Produktenverkehr war es zum Schluß sehr still. Nachfrage besteht nach wie vor für Runkelrüben seitens der Kommunen. Da sie höhere Preise zahlen dürfen als die Kaufleute, läßt sich das Geschäft für letztere nur podurch zu führen, daß sie als Beauftragte der Kommunen Abschlüsse vermitteln. Am Saatenmarkt ist keine besondere Aenderung eingetreten. Gemüsesamen sowie andere landwirtschaftliche Sämereien für den Frühjahrsbedarf sind begehrt, doch augenblicklich wenig vorhanden. Heu und Stroh bleibt knapp.

— **Zur Zusammenlegung von Brauereibetrieben.** In einer kürzlich abgehaltenen Versammlung des beim Kriegsausschusse der deutschen Industrie gegründeten Zentralausschusses der deutschen Brauindustrie erklärte nach dem „Berl. Tageblatt" der Stellvertreter des Reichskommissars für die Kohlenversorgung, daß vom 15. September ab die Brauereien nur noch mit 50 Prozent der bisherigen (gegen den Friedensverbrauch bereits stark geschmälerten) Kohlenmenge beliefert werden könnten. Der Reichskommissar gäbe der Erwartung Ausdruck, daß das Gewerbe selbst den richtigen Weg für die wirtschaftliche Durchführung dieser 50 Prozent weisen werde. Infolge dieser bestimmten Erklärung faßte der Zentralausschuß in Uebereinstimmung mit dem Landesausschuß für die Norddeutsche Brauerfeuergemeinschaft sofort den Beschluß, Versammlungen bei den Bezirksleitungen örtlicher Zusammenlegungsbezirke sowie Benennung von Vertrauensmännern zur Errichtung von Bezirksausschüssen einzuberufen.

— **Meggener Walzwerk.** Das Geschäftsjahr 1916/17 erbrachte nach Abschreibungen von 194 979 (i. V. 201 834) einen Gewinn von 713 594 (423 290) Mk. zu folgender Verteilung: Verfügungsbestand 50 000 (0) Mk., Arbeiterunterstützungsrücklage 20 000 (5000) Mk., Kriegswohlfahrtsfonds 30 000 (25 000) M., Stiftung für die Hinterbliebenen 35 000 (0) M., wieder 15 Prozent Dividende gleich 225 000 Mk., 100 M. Sondere Vergütung auf jede Aktie gleich 150 000 (0) M., Tantiemen, Wohlfahrtseinrichtungen 62 419 (41 970) Mk., Vortrag 141 175 (121 820) Mk. Da das Werk mit sehr erheblichem Auftragsbestande in das neue Jahr eingetreten ist, steht der Vorstand der weiteren Entwicklung mit Zuversicht entgegen unter der Voraussetzung, daß sich die Beschaffung der Rohmaterialien und Brennstoffe in erforderlicher Weise vollziehen wird.

— **Aus der Zementindustrie.** Nach einer Mitteilung des Bauamtsbundes sind kürzlich in Oesterreich Richtpreise für Portland- und Schlackenzement aufgestellt worden, ein Vorgang, der natürlich gemäß auch für die deutsche Zementindustrie von Bedeutung ist. Die Preise stellen sich für Portlandzement bei Lieferungen an Baufirmen und Zementhändler mit ständigem größeren Bedarf für 100 kg Sackware (ohne Sack) auf 8,30 Kronen, für 100 kg Fertigware einschl. Faß auf 9,30 Kronen. Die Preise berechnen sich ab Zementwerk. Für Abnehmer mit geringem Bedarf und solchen, die nicht Baufirmen oder Zementhändler sind, erhöhen sich die Preise um 20 bis 50 Heller. Für besonders hochwertigen Portlandzement ist ein Aufschlag von 60 Heller zulässig. Für Schlackenzement sind die Preise um 50 Heller pro 100 kg niedriger als für Portlandzement.

— **Dux-Automobil-Werke A-G., Wahren** b. Leipzig. In der am 7. Sept. tagenden Aufsichtsratssitzung wurde beschlossen, in einer auf den 6. Oktober einzuberufenen außerordentlichen Generalversammlung das Aktienkapital um 1 auf 2½ Millionen Mk. zu erhöhen. Die neuen Aktien werden von einem Bankenkonsortium übernommen, welches diese den Aktionären im Verhältnis von 2 : 1 zum Kurse von 115 Prozg. anbietet. Die Genehmigung des Reichsbank liegt vor.

— **Zuckerfabrik Frankenthal.** Die Gesellschaft beruft auf den 25. September eine außerordentliche Generalversammlung, in welcher die Ausgabe von Genußscheinen beschlossen werden soll. Auf jede Aktie soll ein Genußschein entfallen, der in zweckmäßiger Beziehung der Aktie gleichgestellt wird. Die Genußscheine sollen einer zeitweiligen Sperre unterworfen sein, später auslosbar sein. Die Verwaltung bezweckt mit ihrem Vorschlag lediglich, das tatsächlich in den Betrieben arbeitende in langen Friedensjahren angesammelte Kapital finanziellen in die Erscheinung zu bringen. Ein Schluß, daß die Aussichten für das laufende Geschäftsjahr und für die weitere Zukunft besonders günstig wären, dürfe nach Mitteilung der Verwaltung daraus nicht gezogen werden.

— **Bismarckhütte.** Der Aufsichtsrat hat beschlossen, der Generalversammlung für 1916/17 eine Dividende von 30 Prozent gegen 25 Prozent im Vorjahre vorzuschlagen. Einzelheiten des Abschlusses liegen noch nicht vor. Die Höhe der Dividende entspricht dem Durchschnitte der Erwartungen, welche in letzter Zeit geäußert worden waren. Die Gerüchte sprechen bald von 25 Prozent, bald von mehr als 30 Prozent. Die Aktionäre werden nun mit der Steigerung der Dividende um 5 Prozent um so mehr zufrieden sein können, als die Ziffern des Abschlusses außerordentlich günstige sein sollen.

— **Eisenhüttenwerk Marienhütte bei Kotzenau, Akt.-Ges.** Die Generalversammlung setzte die Dividende auf 6 Prozent fest und genehmigte einstimmig die vorgeschlagenen Satzungsänderungen. Ueber die umfassenden Fusionsgerüchte berichtete der Vorstand auf Anfrage, daß der Verwaltung weder ein Fusionsangebot gemacht, noch daß ein solches von ihr entgegengenommen sei. Der Geschäftsgang sei auch im laufenden Jahre durchaus zufriedenstellend. Doch lasse sich bei der gegenwärtigen Unsicherheit der Lage heute noch nichts genaues voraussagen.

Letzte Telegramme

Sozialistisches Friedensgerede

Christiania, 8. Sept. Gestern ist die russische Sozialistenabordnung auf der Rückreise von London durch Bergen gekommen, bestehend aus dem Arbeiter Smirnow, den Rechtsanwälten Goldenberg und Erlich und dem Journalisten Russanow. Letzterer äußerte laut Bergens „Aftonbladet": Der Hauptfriedensplan auf der Londoner Konferenz sei gewesen, ob man sich vor Rückgabe der besetzen Gebiete in Friedenserörterungen mit den Feinde einlassen solle. Ein dies ablehnender belgischer Vorschlag sei verworfen worden, was als ein Zeichen für die wachsende Friedenssehnsucht in den Vielverbandsländern anzusehen sei, die in Frankreich und England stark zugenommen habe. Besonders die französischen Sozialisten arbeiteten für die Beschickung der Stockholmer Konferenz, die sie trotz der Drohung der Regierung, die Pässe zu verweigern, sicher erreichen werden.

Verantwortlich:
für den politischen Teil: Dr. Simon; für Provinz, Börsen- und Handelsteil i. L.: G. Wagner; für Oertliches, Landwirtschaftliches, Gerichtssaal und Sport: H. Mieschner; für den übrigen Teil: Dr. Simon; für den Anzeigenteil: O. Kreibohm, sämtlich in Halle.

Alle Zuschriften in Bezugs- und Anzeigenangelegenheiten sind nur an die „Geschäftsstelle der Hallischen Zeitung" zu richten, dagegen die Schriftleitung betreffende Zuschriften nur an die „Schriftleitung der Hallischen Zeitung".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191709091-16/fragment/page=0004

Hallescher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 72 — Halle (Saale), Sonntag, den 9. September — 1917

(Nachdruck verboten.)

Das Reich der Schatten

Von Adolf Stark, Marienbad.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Professor Nörgler ein cholerischer Herr war, der sehr leicht in Zorn geriet, wenn irgendwo und irgendwie ihm etwas begegnete, was seiner Ueberzeugung verstieß. Und diese Ueberzeugung war nicht etwa ein phantastisches Gebäude, auf dem schwachen Grunde von Hypothesen und Ideen aufgebaut, sondern ein recht solides Bauwerk, zwar etwas kahl und nüchtern, aber um so fester und sicherer, da seine Grundlage die unerschütterlichen Erfahrungen der Wissenschaft bildeten. Kein Wunder, daß Professor Nörgler heute schlechter Laune war, denn er kam eben aus einem Vortrage, der für ihn nichts anderes gewesen war, als für einen gewöhnlichen Menschen ein Faustschlag ins Gesicht. Da hatte so ein wirklicher Phantast Dinge vorgebracht, die nicht gestoben und geflogen waren, daren Unsinn, ganz unverträglich mit den Lehren der Wissenschaft. Und der Professor hatte dabei ruhig und es stillschweigend mit anhören müssen. Um sich wenig Luft zu machen, hielt er jetzt auf dem Heimwege die Antwortrede, die er so gerne dort gehalten hätte, und da er keinen anderen Zuhörer hatte, wandte er sich an seinen Schatten, der bald klein und verschrumpft, bald groß und lang vor ihm hertanzte, je nachdem das Licht der Straßenlaterne entfernt war, dem der Schatten sein Dasein verdankte.

„Verdammter Unsinn", knurrte Professor Nörgler. „Solche Leute sollten polizeilich wegen Verwirrung des menschlichen Verstandes zur Verantwortung gezogen werden. Hat der Mensch nicht sogar behauptet, daß auch der Mond bewohnt sein könne? Und ist das nicht ein Unsinn, ein klarer Widerstreit gegen die erwiesenen Erfahrungen der Wissenschaft? Rekapitulieren wir die Tatsachen: der Mond hat keine Luft, ergo kann kein Lebewesen dort existieren. Ferner sind auch die Temperaturverhältnisse derartig, daß sie jedes organische Leben unmöglich machen. Und schließlich, wenn wir von alledem absehen, bleibt noch die unbestreitbare Tatsache, daß wir mit unseren Fernrohren doch etwas von diesem Leben sehen müßten. Denn der Mond ist so nahe, daß zum Beispiel schon ein Bauwerk, wie der Kölner Dom, für uns sichtbar sein müßte, ergo: klare Unmöglichkeit!"

Ein leises Lachen unterbrach ihn. Es kam vom Erdboden her, und als er genauer zusah, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß es der eigene Schatten war, der lachte. Im nächsten Augenblick, noch ehe der Professor über diese Sinnestäuschung in neuen Zorn geraten konnte, klang ein leises Stimmchen an sein Ohr: „Klare Unmöglichkeit? Vergrößert, was Sie heute wieder für einen Unsinn schwatzen, lieber Professor! Und das alles im Namen Ihrer Wissenschaft! Hat sich was mit dem Wissen! Geradeso, wie wenn ein Blinder von der Farbe spricht. Ich sehe schon, ich muß Ihnen eine kleine Lektion erteilen. Also bitte, wechseln wir einmal die Rolle. Bis jetzt war ich Ihr stummer Begleiter, nehmen Sie es jetzt einmal für eine kurze Spanne Zeit. Natürlich nur mit Ihrem Geiste. Denn diesen plumpen Körper, der das Wesentliche bei Euch Menschen ist, können wir auf unserer Reise nicht brauchen, es geht nämlich auf den Mond."

Im nächsten Augenblick fühlte der Professor, wie seine Seele sich aus dem Körper löste und hinter dem Schatten her, der plötzlich ein selbständiges Wesen geworden, durch den Weltraum segelte. Nach wenigen Sekunden landete er in der Mitte einer großen Stadt.

Erstaunt blickte er sich um. Eine dichte Menge füllte die Straßen, welche von prächtigen Palästen umsäumt waren. Der Schatten glitt lautlos zwischen der Menschenmenge hindurch, die ihn nicht beachtete. Und der Professor, noch weniger wie ein Schatten, ein Hauch, ein unsichtbares Etwas, folgte seinem Begleiter.

„Wo sind wir?" fragte er.

„Ich sagte es doch, auf dem Monde."

„Das ist lächerlich", brauste der Professor auf. „Ich habe doch vorhin bewiesen, — —"

„Daß Ihr Wissen sehr lückenhaft ist und aufgebaut auf den fehlerhaften und durchaus nicht allgemein giltigen Grundsätzen der Erdenwelt", fiel ihm der Schatten ins Wort. „Passen Sie auf, lieber Professor, damit Sie mich verstehen."

„Diese Welt auf dem Monde hier ist durchaus nichts Traumhaftes, sondern ebenso wirklich und real, wie Eure Erdenwelt. Und daß Ihr sie nicht wahrnehmt, liegt einfach darin, daß sie nur zweidimensional ist."

„Zweidimensional?" wiederholte der Professor mechanisch.

„Ich begreife, daß dies Ihren Verstand verwirrt. Aber Sie sind doch ein Mann der Wissenschaft und im Denken geübt. Also, überlegen Sie einmal: die Erdenwelt ist durchweg körperlich, das heißt, dreidimensional. Wenn Ihr diese Welt in Flächenform darstellt, wie der Maler und Photograph, so geschieht das in verzerrter Form. Das wirklich Flächenhafte, wie der Schatten, erscheint Euch wesenlos, weil Ihr es nicht begreift, weil es in Euren Weltkram nicht hineinpaßt. Hier auf dem Monde aber ist das Reich des Flächenhaften, also, im Erdenjargon gesprochen, das Reich der Schatten."

„Aber ich sehe doch alle diese Dinge", warf der Professor ein.

„Natürlich, und Sie sehen sie sogar viel richtiger, als die Dinge der Erdenwelt. Denn das Auge des Menschen sieht ja flächenhaft. Die Flächenwelt ist eben der höhere Entwicklungszustand, und das Auge, der vornehmste Sinn des Menschen, hat sich diesen höheren Standpunkt bereits zu eigen gemacht, was übrigens zur Hoffnung berechtigt, daß die Menschheit im Laufe der Jahrtausende sich vielleicht doch noch zur Kulturhöhe des Schattenhaften entwickeln kann."

Während dieses Gespräches waren sie, einem Schattenstrom folgend, zu einem mächtigen Tore gelangt, durch das sie hindurchglitten. Der Professor sah sich plötzlich in einer gewaltigen Arena, deren Dimensionen alles das übertrafen, was Menschen auf Erden je geleistet haben, wie das Pantheon einen Maulwurfsbau übertrifft. An den Hängen der Arena saßen oder vielmehr lagen die Schattenbewohner zu Tausenden. Auch der Führer des Professors wählte sich einen Platz.

„Wir sind hier in einem jener Gebilde, welche ihr Menschen als Mondkrater bezeichnet und für erloschene Vulkane ansieht", sagte er. „In Wirklichkeit sind es Versammlungsorte der Mondbewohner. In einer zweidimensionalen Welt haben Bauwerke wie auf Erden keinen Sinn. Dagegen ist das Bestreben natürlich, die verfügbare Fläche zu vergrößern, da ja das Leben sich auf den Flächen abspielt. Darum alle die zahlreichen Bauwerke in die Tiefe hinein, die Krater, Spalten und Risse, die ihr Menschen fälschlich als Zeichen vulkanischer Tätigkeit ansieht. Darum ist es auch nicht möglich, daß Ihr mit Euren schärfsten Fernrohren etwas von dem lebhaften Treiben auf dem Monde bemerkt, welches sich eben nicht über die Oberfläche erhebt. Denn hier ist alles flächenhaft, auch die Gebäude. Doch dies dürfte beinahe über die Fassungskraft Ihres menschlichen Gehirnes hinausgehen."

Der Professor wollte etwas erwidern, aber sein Begleiter winkte ihm, zu schweigen. Unten in der Arena begann der Vortragende zu sprechen und alle die Tausende

„Heimat."

Es ist das alte Haus — die alten Zimmer —
Der Teppich mit verblaßtem Blumenrand,
Die Bilder an den Wänden, die ja immer
Aus ferner Fremde meine Sehnsucht fand . . .
Ich darf nun alles, alles wiederfinden,
Wie holder Friede mirs entgegenweht —
Im Garten schatten noch die alten Linden
Reseden duften auf dem runden Beet.

Ueber dem Heideland schwebt Bienensummen,
Zwischen den Weiden murmelt flink der Bach . . . . .
Und all mein Sehnen muß nun jäh verstummen,
Und reinste Freude zittert selig nach . . . .
Wenn draußen mich Gefahren wild umlohten,
In Kampf und Not — wo Tod schien mein Gewinn,
Dann kamen wie auf Engelsflügeln Boten,
Die Heimatgrüße zu dem Krieger hin . . .

Und mitten in der Schlacht, im Kugelregen,
Wo jeder Atemzug der letzte schien —
Da spürte ich der teuren Heimat Segen
Wie einen Panzer schirmend mich umziehn.
Mein Fuß beschreitet nun die Kindheitspfade,
Mir ists, als führte sanft der Mutter Hand
Den Heimgekehrten, der durch Himmelsgnade
Noch einmal seinen Weg zur Heimat fand.

Hedda v. Schmid.

Die Bedeutung des Kochsalzes

Von A. W. J. Kahle.

Schwarzseher glauben, da nur der Zuckerverbrauch jedem bemessen ist, daß auch bei uns Salzmangel herrscht. Diese Pessimisten verkennen unter allen Umständen die Maßnahmen der Heeresleitung und der städtischen Behörden; es können natürlich in diesen ernsten Zeiten nicht alle Vorräte auf einmal verbraucht werden; ehe die alten nicht ergänzt sind, müssen die vorhandenen sparsam behandelt werden. Und wenn auch kein Salzmangel herrschen kann, so dürfte es doch zeitgemäß sein, sich mit der Bedeutung des Salzes ein wenig zu beschäftigen.

Ohne Salz ist jedes Leben unmöglich. Das Blut im Körper des Menschen und im Leibe des Tieres, der Saft in den Zellen einer Pflanze kreist nur bei fortdauernder Aufnahme von Salz, in entgegengesetzten Falle tritt erst ein Stocken, dann ein Sterben ein.

Chemisch erklärt, ist das Speisesalz oder Kochsalz eine Verbindung zweier Elemente, zweier Substanzen, die bisher keine Kraft der Chemie oder Physik in weitere Bestandteile zerlegen konnte. Es ist das Natrium und das Chlor.

So groß und allgemein nun die Nutzung des Kochsalzes, so ausgedehnt ist auch sein Vorkommen in der Natur. Gänzlich fehlt es nur in wenig Ländern Europas. Entweder tritt das Salz in fester oder flüssig gelöster Form auf.

Völlig unberechenbare Massen enthalten die Weltmeere; ebenso sind große Mengen finden sich außerdem in einigen Seen und reichen Quellen. Aus dem Meer und den Seen und mit Hilfe dieser Quellen entstanden erst die Salzgebirge, auf denen die heutige Salzerzeugung beruht.

Als sich das Meer, wahrscheinlich durch Bodenerhebungen bedingt, allmählich in immer engere Grenzen zurückzog, da blieben einzelne Bruchteile desselben in diesem oder jenem Tale liegen. Auch und nach verdunsteten die Flüssigkeiten, als einzige Spur des Meeres blieben die festen Bestandteile desselben und namentlich die Salze zurück. Aus anderen Gegenden flossen kleine, salzhaltige Gewässer hinzu, auch sie versiegten und trugen zur Ansammlung der Salzberge bei. Die Beimengungen von festem Gips, von Ton und Mergel geben ihnen ein derartiges Aussehen, daß sich die Wissenschaft veranlaßt fühlte, ihnen den Namen Steinsalz beizulegen. Dieses Produktes bemächtigte sich der Bergmann, während andere Industrien das Wasser auf Salz verwerten.

Das Kochsalz ist ein unentbehrliches Bedürfnis für unser Leben, unsere Ernährung und gesunde Saftmischung. Da nun durch die Absonderungen wie Schweiß, Harn, Tränen, Kochsalz ausgeschieden wird, so wird eben unser Blut ärmer daran; die natürliche gesunde Mischung, die Grundbedingung des Wohlseins nicht nur, sondern des Lebens ist, bleibt gefährdet, wenn dieser Verlust nicht durch Zufuhr von Kochsalz ins Blut ausgeglichen wurde. Dies kann nur dadurch erfolgen, daß unsere Speisen neben den zur Blutbildung und zum Atmen nötigen Bestandteilen auch das gehörige Quantum Kochsalz uns darbieten, sei es als den ihnen von Natur schon eigentümlichen Salzgehalt, sei es durch ausdrückliches Hinzutun von Kochsalz zu ihnen. Dieses ist um so notwendiger, da unsere gewöhnlichen Nahrungsmittel an sich im ganzen nicht eben reich an Salzgehalt sind. Die aus dem Tierreich entnommenen Speisen sind nur dann reich an Salz, wenn sie viel Blut enthalten; die Hühnereier zeichnen sich durch einen verhältnismäßig bedeutenden Gehalt an Kochsalz aus, und doch enthalten sie lange nicht halb so viel als das menschliche Blut. Die pflanzlichen Nahrungsmittel sind mit wenigen Ausnahmen wie Spinat, Schnittsalat noch ärmer an Kochsalz. Zu allen Zeiten und in fast allen Ländern waren damals die Menschen darauf angewiesen, Kochsalz aus dem Meere oder aus Steinlagern zu schöpfen, um dem Blut die hinlängliche Zufuhr davon zu sichern. Verschiedene Völker brauchten Seewasser als Salzbrühe zu ihren Fisch- und Fleischspeisen. Gebildete Völker aber setzten von jeher Kochsalz in reichlicher Menge allen ihren Speisen zu.

Die Wissenschaft hat nicht nur das Bedürfnis nach Kochsalz, sondern auch die Wirkung desselben im Körper nachgewiesen; durch den Zusatz von Kochsalz zu den Speisen wird wirklich eine größere Vermehrung des Kochsalzgehaltes im Blut und damit der Gesamtmenge der unorganischen Bestandteile bewirkt, ja sogar eine größere Erhöhung des Körpergewichtes erzielt als dies bei ungesalzenen Speisen stattfindet; namentlich wird die Menge der roten Blutkörperchen vermehrt, die des Wassers dagegen vermindert. So hat das bekannte Sprichwort „Salz und Brot macht die Wangen rot" vollständig seine wissenschaftliche Begründung erhalten.

Insofern also ein Teil des genossenen Salzes wirklich eine Verbindung mit anderen Stoffen eingeht, um flüssige und feste Bestandteile unseres Leibes zu bilden und so zum Aufbau und zur Verjüngung unseres Körpers mitwirkt, ist es in der Tat ein Nahrungsmittel in der eigentlichen Bedeutung des Wortes.

Das Salz ist das einzige Nahrungsmittel, das wir unmittelbar aus dem Reiche der unorganischen Substanzen entnehmen. Gänzliche Entziehung des Salzes ist eine der fürchterlichsten Strafen, die die Grausamkeit ersonnen hat; es ist eine der raffiniertesten Todesstrafen, denn bei salzloser Nahrung stirbt der Mensch in kurzer Zeit, aber unter namenlosen Qualen an einer Art Verwesung bei lebendigem Leibe!

Ohne Salz kein Leben! Nicht bloß dem Menschen erscheint es als eins der wesentlichsten Lebensbedürfnisse; auch unter den Säugetieren zeichnen sich namentlich die Wiederkäuer durch die Begierde aus, mit der sie Salz verzehren. Büffel, Hirsche, Rehe usw. lecken begierig die gesalzene von Gießbächen aufgerissene und entblößte Erde.

Je mehr die Nahrungsmittel schon von Natur Salz enthalten, desto weniger brauchen wir hinzuzufügen; da das Salzbedürfnis im allgemeinen vom Salzverlust durch Absonderungen abhängt, so ist auch das natürliche Verlangen bei verschiedenen Menschen und Völkern je nach Lebensweise und Klima verschieden. Während die Samojeden, Ostiaken und andere Völkerschaften, die hauptsächlich von reichlich mit Salz durchdrungener Fischnahrung leben, kaum ein weiteres Verlangen nach Salz haben, wird es im Innern Afrikas mit wahrer Schwelgerei genossen. Bei einigen Negerstämmen ist die Redensart: er würzt seine Speisen mit Salz gleichbedeutend mit: er ist ein reicher Mann!

Im allgemeinen ist anzunehmen, daß kein Mensch wesentlich mehr Salz zu sich nimmt, als seiner Gesundheit zuträglich ist, so wie auch niemand sich mit einem geringeren Maß begnügen kann, als sein Wohlbefinden fordert. Gewöhnung kann freilich auch hier mehren wie mindern, aber ganz entbehren kann kein lebender Organismus das Salz!

Des Salzes Bedeutung ist auch wichtig und beachtenswert durch den Dienst, den es uns leistet, daß es die bei der Zubereitung und bei der Verdauung aller übrigen Nahrungsmittel vorgehenden chemischen Prozesse befördert, indem es die fettbildenden und eiweißartigen Stoffe leichter löslich macht. Das Kochsalz ist seiner chemischen Bildung nach Chlornatrium; indem es sich nun im Magen teilweise zersetzt, wird die vom Magen selbst behufs Verdauung abgesonderte freie Salzsäure durch dasselbe vermehrt und in ihrer Tätigkeit unterstützt.

Das Salzwasser ist weit mehr geeignet als reines Wasser, die durch das Kochen überhaupt beabsichtigte Auflösung und Zersetzung der zur Speise bestimmten Stoffe herbeizuführen, weil es die organischen Zellenwände der letzteren leichter und kräftiger durchdringt. Deshalb werden auch Gemüse, indem man sie mit Kochsalz abkocht, zarter, und weil ihnen durch die Salzbrühe weniger lösliche Bestandteile entzogen werden als durch ungesalzenes Wasser, wohlschmeckender und nahrhafter zugleich. Die chemischen Beziehungen und Wechselwirkungen, die zwischen Kochsalz und dem Inhalt jener Zellen eintreten, teils nach dem Gesetz der Endosmose, wonach zwei ungleich gemischte Flüssigkeiten durch die sie trennende poröse Scheidewand hindurch sich auszugleichen suchen, bekunden dies.

Hier muß noch die Eigenschaft des Kochsalzes berührt werden, welche es geeignet erscheinen läßt, diejenigen unerwünschten chemischen Zersetzungen organischer Stoffe, die man Fäulnis und Verwesung nennt, abzuhalten. Von jeher war das Einsalzen das am häufigsten angewandte Mittel, um Fleisch, Fische, Gemüse zu konservieren, nicht nur in den Haushaltungen, sondern auch für andere Zwecke. Dieser Prozeß erfolgt dadurch, indem es die flüssigen Teile aus den zu konservierenden Nahrungsmitteln herauszieht und durch das eigene Eindringen in allen Poren den Luftzutritt verhindert.

So zeigt sich, daß das Kochsalz auf die Ernährung des Menschengeschlechtes von tief- und weittragendem Einfluß ist, wenn dies auch hier nur flüchtig gestreift werden konnte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191709091-16/fragment/page=0005

lauschten gespannt. Es war ein wissenschaftlicher Vortrag, und der Mondredner war ein engerer Kollege Dr. Rörglers. Auch er ging streng von wissenschaftlichen Prinzipien aus und bewarf als zwecklose und sinnverwirrende Phantastik alles das, was Schwärmer von einem dreidimensionalen Leben auf Erden fabelten. Das sei selbstverständlich Unsinn und widerspreche den Gesetzen der Wissenschaft. Und er bewies untrüglich, daß ein körperliches Leben vermöglich sei, daß es keine andere Daseinsform geben könne als die flächenhafte, daß jede andere Behauptung ein Unsinn sei, den ein ernster Gelehrter ablehne und bekämpfen müsse.

Das war zudiel für den cholerischen Professor. Er sprang auf, um zu entgegnen, da stolperte er und — — lag der Länge nach auf dem Boden. Verwirrt rappelte er sich empor. Ueber ihm lachte der Vollmond vom Himmel herab und vor ihm tanzte sein Schatten. Während er seinem Hause zuschritt, brummte er:

„Nein, so etwas, jetzt träume ich im Gehen mit offenen Augen. Das kommt von diesen Phantastereien."

Woraus zu ersehen ist, daß selbst ein Ausflug in eine andere Welt einen echten Professor nicht beirren und von seinen „ewigen Wahrheiten" abbringen kann.

Der Flieger

Laß die Seele loben
In der Sonne Licht. —
Wenn durch Nebelschwaden
Ihre Wonne bricht. —
Spann der Sehnsucht Flügel
Schwebe frei hinan.
Ueber Berg und Hügel
Kreise deine Bahn.
Eil in Jubelweisen
Hin zum Himmelszelt,
Darfst dein Besses ahnen
Hier auf dieser Welt! —
Glanz- und Schattenwoben,
Wird dein Leben sein,
Denn dich hält dort oben
Schon der Himmel ein.
Und du siehst mit Wonne,
Frei von allem Leid,
Näher dich der Sonne — —
Und, — — der Ewigkeit . . . .

Hans Ullrich, Flieger.

Glocken in Vergangenheit und Zukunft

Die Beschlagnahme der Glocken ist in weiten Teilen des Reiches bereits durchgeführt, in anderen in vollem Gange. Mit ihr werden aber nicht alle Kirchenglocken verschwinden, um in Kriegsmaterial umgewandelt zu werden, da man überall, wenigstens eine Glocke belässt und da ferner Glocken von künstlerischem oder geschichtlichem Wert überhaupt nicht abgenommen werden. Dann gibt es aber viele Glocken, die so groß und schwer sind, daß sie nur vor der Fertigstellung des Turmes auf ihn hinaufbringen konnte. Wollte man sie entfernen, so müßte man den umgekehrten Weg einschlagen und den oberen Teil des Turmes abtragen, um ihn dann nach Abnahme der Glocke von neuem aufzubauen. Da man zu einem derartigen Verfahren natürlich nicht greifen wird, so bleibt ein guter Teil unserer Glocken erhalten.

Die alten Glocken sind aus Bronze hergestellt, einer Verbindung von Kupfer, Zinn und Zink. Der Bischof Paulinus zu Nola in Kampanien soll es gewesen sein, der im fünften Jahrhundert den Glockenguß erfand. Vorher wurden die Glocken aus Metallblechen gebogen und zusammengenietet. Die allgemeine Einführung der Glocken in Deutschland kam ungefähr zur Zeit Karls des Großen auf. Der Glockenguß wurde ein besonderes Handwerk, das sich immer mehr vervollkommnete, um im 16. Jahrhundert seine höchste Blüte zu erreichen. Aus jener Zeit stammen die berühmtesten durch ihren Wohlklang und die Schönheit der Glocken vorbildlichsten Geläute. Jahrhunderte lang hat die Glocke stets die gleiche Form behalten. Sie ist am dicksten an jenem Teil, der vom Klöppel berührt wird, am sogenannten „Schlagring". Nach oben und unten zu nimmt die Dicke dann ab. Auf der Glocke sitzt die aus sechs Henkeln bestehende „Krone". Innen befindet sich der Klöppel, dessen Gewicht zu dem der Glocke in einem bestimmten Verhältnis stehen und etwa den vierzigsten Teil des Glockengewichtes betragen soll.

Wenig bekannt ist auch, wie eine Glocke gestimmt wird, denn in der Form, wie sie aus dem Guß kommt, hat sie ja niemals den gewünschten Klang. Das Gußstück, bei dessen Guß, wie ja auch aus Schillers „Lied von der Glocke" hervorgeht, so mancherlei Zufälligkeiten mitwirken, gibt nur den ungefähren Ton, der durch den Glockenstimmer korrigiert werden muß. Das Verfahren, das dieser einschlägt, beruht auf dem physikalischen Grundsatz, daß von zwei in ihren äußeren Abmessungen ganz gleichen Glocken die dünnere den tieferen Ton gibt. Wenn aber zwei Glocken gleiche Wanddicke und gleichen Durchmesser haben, so gibt die kürzere den höheren Ton. Ist also der Ton zu tief, so braucht der Glockenstimmer nur den Rand etwas abzuschleifen. Dadurch wird die Glocke kürzer und der Ton höher. Ist der Klang hingegen ein zu hoher, so muß er den Durchmesser vergrößern, was sich durch Ausmeißeln der Innenwand erzielen läßt. Beides, sowohl das Abschleifen wie das Ausmeißeln, geschieht in einer großen Drehbank, in die die Glocke mit ihrem oberen Teil eingespannt wird. Dann wird sie in Umdrehungen versetzt, wobei ein metallener Stichel entweder am Rande oder an der einen Seite eingreift, so daß durch ihn die Glocke entweder verkürzt oder an ihrer Innenwandung dünner wird. Die Arbeit des Stichel versetzt die Glocke aber auch in Schwingungen, so daß sie zu summen beginnt. Der mit der Stimmgabel danebenstehende Glockenstimmer paßt nun den Augenblick ab, wo der summende Ton die richtige Höhe hat. Dann wird die Drehbank angehalten und die nunmehr gestimmte Glocke abgenommen.

Die neue Zeit hat in technischer Hinsicht an der altehrwürdigen Ueberlieferung des Glockengeläutes so manches geändert. In dem Maße wie die Technik, insbesondere die Elektrotechnik, immer größere Mengen von Kupfer brauchte, stieg dieses im Preis, und damit stieg auch der Preis der Glocken. Man fand daher ein neues, billigeres Material im Eisen. Die eisernen Glocken werden entweder aus sogenanntem „Spiegeleisen" hergestellt oder aus Gußstahl, die beide einen sehr schönen, in bezug auf feine Stärke befriedigenden Ton liefern. Will man das Geläute noch mehr vereinfachen, so kann dies mit Hilfe von Stahlstäben geschehen, die durch einen Klöppel angeschlagen werden. Es entsteht so das „Stabgeläute", dessen Klang jedoch nicht so weichtönend ist wie das der wirklichen Glocken. Das Läuten selbst wurde gleichfalls jahrhundertelang immer in der gleichen Weise durch Ziehen an Stricken ausgeübt, wobei die im Glockenstuhl hängende Glocke so weit geschwungen wurde, daß der Klöppel an ihren Rand heranschlug. In neuerer Zeit hat sich auch hier eine Wandlung vollzogen. Wie überall, so hat man auch hier die Arbeit des Menschen durch die der Maschine, und zwar durch die des Elektromotors, ersetzt. Die elektrisch angetriebenen Glockengeläute bestehen aus einem Elektromotor, der durch eine Transmission mit der Glocke verbunden ist. Durch Einschalten des Elektromotors wird diese zum Läuten gebracht. Diese Vorrichtungen gewähren den Vorteil, daß man bei ihnen nicht auf die Pünktlichkeit der zum Läuten beitrauten Kräfte angewiesen ist. Man kann den Elektromotor so mit der Uhr verbinden, daß diese für selbsttätig zu bestimmen Zeiten einschaltet, so daß also die Glocke ohne weiteres Zutun zur richtigen Stunde von selbst zu läuten beginnt. Wenn nach dem Kriege das Geläute der Friedensglocken die Zeit ankündigt, wo allmählich auch wieder weitere neue Glocken auf unseren Türmen erscheinen werden, dann wird, wie überall, so auch hier, so mancherlei Aenderung Platz greifen. Vielfach wird man aus Pietät an der alten Bronzeglocke festhalten und sie genau in derselben Weise wie vor dem Kriege ausgestalten und anbringen. Wo man aber der Neuzeit Zugeständnisse macht, werden die Stahlglocken und das elektrische Geläute ihren Einzug halten.

Das verbrannte Kasan

Tief im Herzen Altrußlands, an der Wolga, ist eine Stadt abgebrannt. Unter einem höllischen Donner, der die Stadt wie unter einem Erdbeben erzittern ließ, unter Bersten und Krachen, in einem Wolkenbruch von Stahl- und Steinsplittern haben die Flammen die Stadt Kasan verzehrt. Eine russische Großstadt ist vernichtet; Tausende liegen verbrannt, zerschmettert unter ihren Trümmern. Die Welt, die in drei Jahren so viel Furchtbares und Grauenerregendes erlebt hat, nimmt diese entsetzliche Katastrophe schon fast mit Gleichmut auf. Was ist ihr Kasan? Man weiß nur, daß diese Stadt tief im Innern des unermeßlichen russischen Reiches liegt, und in der Tat, erst weit hinter Moskau, etwa in der Mitte zwischen der alten Hauptstadt und der sibirischen Grenze, da, wo die Wolga aus der östlichen in die Südrichtung übergeht, erhoben sich bis zum 27. August die goldenen und silbernen Kuppeln und spitzen Minarets der einstigen Tatarenstadt, die unter dem Breitengrad von Kopenhagen liegt. Abergläubischen mag der Brand von Kasan zu denken geben: ist es doch die dreizehnte Feuersbrunst, von der Kasan in seiner an Blut, Tränen und Kriegsgreueln reichen Geschichte heimgesucht worden ist. Doch immer von neuem erstanden die niedrigen Holzhäuser aus ihrer Asche und die günstige Lage an Europas größtem Strom verhalf Kasan stets wieder zur Blüte, bis es in den letzten Jahrzehnten dank Rußlands gewaltigem Bevölkerungszuwachs zur Großstadt wurde. Mehr als eine Viertelmillion Menschen lebte hier, trieb lebhaften Handel, bebete in den sechzig Kirchen und Klöstern und bildete ein Stück echten, unverfälschten Rußlands. Gleich Rom war es auf sieben Hügeln erbaut; gleich Rom war es ein heiliger Wallfahrtsort für alle Rechtgläubigen. Denn in einem seiner Nonnenklöster thronte erhaben und geweihen die heilige Mutter Gottes von Kasan, eines der berühmtesten Marienbilder des Moskowiterreiches, und dieses wundertätige Bild galt Millionen Russen, die zu ihm pilgerten, als ein Palladium. Just vor zwei Jahren war es, als auf des Zaren Geheiß das Wunderbild feierlich ausgestellt wurde; noch der Katastrophe des Sommers von 1915 sollte es den russischen Waffen den Sieg bringen. Aber unter Mutter Gottes hat die Rechtgläubigen betrogen, sie hat die Stadt nicht einmal vor dem Untergang zu retten vermocht, ist vielleicht selbst den Flammen zum Opfer gefallen.

Droben auf dem Kreml, am nördlichen Ende der Stadt, stand inmitten mehrerer Kirchen das prächtige Kloster, in dem das wundertätige Bild verwahrt wurde. Ob das Heiligtum in Asche liegt, ob es von den Flammen und dem Geschosshagel verschont blieb, man weiß es nicht. Aber man weiß, daß die Explosion und damit das Unheil von der großen staatlichen Pulverfabrik ihren Ausgang nahmen, die schon unter der Kaiserin Katharina erbaut worden ist. Sie lag am rechten Ufer der Kasanka, eines Flüßchens, das sich im Westen der Stadt in die Wolga ergießt. Und durch die ganzen Fabrikvorstädte längs der Kasanka bis zur Wolga wälzte sich der alles verzehrende Brand. Er zerstörte die große Wolgabrücke und unterbrach die Eisenbahn nach Moskau; er hüllte die ganze Stadt in schwarze und rote Wolken, aus denen gierig die Flammen züngelten, und in wahnsinniger Panik mögen sich Russen und Tataren durch die Weißkreffenschaja, die Hauptverkehrsstraße von Kasan, in die untere Stadt hinabgedrängt haben, in der mehr als fünfzig vergoldete Zwiebelkuppeln die russischen Holzhäuschen stolz überragen. An der Woskressenskaja erhebt sich das Denkmal Alexanders II.; dort steht inmitten reicher Kaufläden das städtische Museum mit einer reichen Sammlung von Alterthümern. Auch die Peter Pauls Kathedrale erhebt sich hier.

In dieser Stadt, die seit länger als hundert Jahren eine Universität besitzt, bildet die Fabrikation von Heiligenbildern einen der wichtigsten Erwerbszweige. Aus Kasan kommt auch das beste russische Juchten- und Saffianleder; Talg- und Wachslichte, Seife, Branntwein und Bier, Wolle und Baumwollstoffe. Erzeugnisse aus Hanf und Flachs gingen in großen Mengen mit den Wolgaschiffen und der Eisenbahn nach allen Teilen des Landes. Berühmt in Rußland sind auch die Erzeugnisse der Kasaner Paramentenfabrik, der prunkvollen, mit Gold und Silber überladenen geistlichen Gewänder. Bunt und mannigfaltig war auch stets das Straßenleben in der leibhaftigen Gestalt russische Bauern mit hohen, schweren Stiefeln, Bäuerinnen in weißen und roten Kopftüchern, bärtige Popen, verschleierte Tatarinnen und tatarische Pfannenschmiede mit silbernen Ohrringen mischen sich mit der ihren Geschäften nachgehenden jüdischen Bevölkerung.

Neue Bücher

— **Die deutsche Freiheit.** Fünf Vorträge, herausgegeben vom Bund deutscher Gelehrter und Künstler: Adolf von Harnack, Friedrich Meinecke, Max Sering, Ernst Troeltsch, Otto Hintze. Preis gebd. 1,60 Mk. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha. Kein Begriff ist in diesem Kriege so hart umstritten, wie der der Freiheit. Nicht nur jedes der kriegführenden Völker, jedes darin beinahe jeder einzelne versteht darunter etwas anderes. Das Ausland erkühnt sich, uns seine Demokratie als einzig wertvolle Art der Freiheit aufzwingen zu wollen, im Inland jagen sich die Tagesmeinungen über das, was uns zu einer freieren Gestaltung unserer innerpolitischen Zustände führen könnte. Aus diesem Buche nun suchen Vertreter der Philosophie, der Geschichtsforschung, der Volkswirtschaftslehre aus den geschichtlichen Voraussetzungen, den geistigen Anlagen unseres Volkes und dem Wesen des deutschen Staates auch die Eigenart deutscher Freiheit und ihrer Zukunft zu begreifen. In dem Widerspruch der Unklarheiten der täglichen Meinung schaffen sie einen Boden von dem aus wir erkennen können, wo das heute Erstrebte unserer Art widerspricht und wo es den Forderungen unseres Staatslebens fördert. Wer die Geschehnisse der Stunde tiefer erfassen und klarer zu durchschauen sich bestrebt, wer lebendigen und ursprünglichen Kräfte erkennen will, die zu einem Neugestaltung im Reiche führen werden, der beschäftige sich mit diesem Buche.

*

— An der Spitze des Septemberheftes der „**Deutschen Rundschau**" (herausgegeben von Dr. Bruno Hake, Verlag der Gebrüder Paetel [Dr. Georg Paetel], Berlin) befinden sich drei druckvolle Betrachtungen einer ungenannten Persönlichkeit von ungewöhnlicher politischer Einsicht. „Englische Bedrohungen" zur Schärfung europäischen Gewissens, ein Mahnruf, der heute die jüngste Rapitnote besonderen Nachdruck empfängt. „Die Freiherr von Machay beschließt seine bedeutsame Aufsatzreihe über „Das asiatische Weltbild der Gegenwart und Zukunft" mit einem Ausblick „Weltkrieg-Fernwirkungen". Eine grundlegende Darstellung von besinnerrichteter Seite erfährt „Die ukrainische Bewegung". Einen wertvollen Beitrag zur Erkundung Nordafrikas bietet Ewald Banse in der lebendigen Schilderung seines Zuges „Ueber die Libysche Wüstenplatte". Theodor Storm hundertsten Geburtstages gedenkt eine Auswahl unveröffentlichter Briefe zwischen „Paul Heyse und Theodor Storm", ein erlesenes Kapitel aus der Geschichte ihrer Freundschaft, mitgeteilt von Georg J. Plotke. Von den lebensvollen „Kreuz- und Querzügen" von August Rudolf Friedrich Schumann (1778—1840) aus Zwickau, Deputy Assistant Commissarly General in englischen Diensten, bearbeitet von seinem Enkel, Major Conrad von Schleuffer, sowie von Eugen Fischers innerlicher Darstellung des Lebens Martin Luthers" werden Fortsetzungen gebracht. In „Literarischen Rundschau" würdigt Franz Fromme über Ludwegers Herman Harris Aall „Nordens Sfjaelne", „Das Schicksal des Nordens", eine gewichtige Stimme zum Weltkriege, bei den Aeußerungen des Schweden Kjellén ebenbürtig an die Seite tritt. Eine zusammenfassende Uebersicht „Deutsche Schriften über Litauen" gewährt Gottfried Kirbogen. Kürzere Besprechungen und ein Verzeichnis von Neuerscheinungen des Büchermarktes bilden den üblichen Schluß des außerordentlich gehaltvollen Heftes.

Vorrätig bei oder zu beziehen durch

Tausch & Grosse, Buch- und Kunsthandlung

Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 38.

Für unsere Frauen

Hagebutten.

Man bemüht sich gegenwärtig, alle zur menschlichen Nahrung geeigneten Früchte nach besten Kräften auszunützen. Dabei berührt es uns eigentümlich, daß man — wenigstens in Norddeutschland — vor einer Frucht vollkommen achtlos vorübergeht, die in großen Mengen allüberall zu haben ist, die nichts kostet und ein wertvolles Nahrungsmittel darstellt, das sich obendrein noch in der mannigfachsten Weise zubereiten läßt. Es handelt sich um die sogenannten „Hagebutten", die Frucht der wilden Rose, die schon in Friedenszeiten in Mittel- und insbesondere in Süddeutschland eine viel beliebte Speise war, während man sie im Norden nur selten auszunützen pflegt.

Die Hagebutte findet sich allüberall und auf jedem Spaziergang kann man die mit den im schönsten Rot prangenden Früchten überladenen Sträucher sehen, die ausgedehnte Büsche und Hecken bilden und hauptsächlich an Wegen sowie an Zäunen usw. usw. vorkommen. Schon ein einziger kleiner Busch liefert verhältnismäßig viele Früchte, an günstigen Stellen kann man in ein bis zwei Stunden einen reichlichen Winterbedarf einsammeln. Die glänzenden hell scharlach bis dunkelroten Früchte werden einfach abgerissen.

Die Bearbeitung der Hagebutte für unsere Tafel ist sehr einfach. Man kann sie entweder ohne weiteres verwenden und sich Vorräte einkochen, oder man kann sie trocknen und dann die in getrocknetem Zustande äußerst haltbaren Früchte nach Bedarf verwenden und für jede Mahlzeit einzeln zubereiten. Ob man nun nach der einen oder anderen Methode verfährt, in beiden Fällen ist die Behandlung zunächst die gleiche. Man schneidet die noch unten an der Frucht befindlichen Reste der Stengel sowie die oben sitzende Blütenkrone ab. Dann schneidet man die Frucht in der Mitte auseinander und kratzt mit einem Messer die im Innern sitzenden Samenkörner und Borsten heraus. Diese Arbeit muß sehr sorgfältig geschehen, da die feinen Borsten, wie man sich schon durch den Genuß der rohen Früchte überzeugen kann, unter Umständen ein leichtes Kratzen im Halse verursachen. Will man die so vorbereiteten Früchte nun trocknen, so gibt man sie auf einem Blech oder einem Papierbogen in den Ofen, wo man sie bei sehr schwacher Wärme langsam trocknen läßt. Man kann sie aber auch an der Luft trocknen lassen, was jedoch ziemlich lange dauert. Damit die Trocknung gleichmäßig stattfindet, führt man dazwischen einmal mit der Hand darüber, so daß sie immer wieder eine andere Lage bekommen.

Aus den Hagebutten lassen sich nun die verschiedensten Gerichte herstellen, so vor allem Suppen, Kompotte, Marmeladen usw. Während man die frischen Früchte stets ohne weiteres verwenden kann, muß man die getrockneten stets erst einige Stunden wässern lassen, damit sie aufquellen. Die Suppe z. B. wird dadurch gewonnen, daß man die Hagebutten in die etwa vierfache Menge heißen Wassers hineinschüttet; dann altbackenes Brot oder altbackenen Zwieback, etwas etwas Zimt und Zitronensäfte hinzugibt und das Ganze zwei Stunden kochen läßt. Dann bindet man durch ein Sieb, fügt etwas Salz, etwas Weißwein und etwas Süßstoff hinzu, wodurch eine vorzügliche Suppe entsteht. Das Kompott wird durch Einkochen und Sterilisieren der Früchte in bekannter Weise erhalten, wobei man vor dem Gebrauche mit Süßstoff süßt. Jedenfalls sollte ein so nützliches Nahrungsmittel wie die Hagebutte gerade in der jetzigen Zeit nicht so ohne weiteres vorkommen, um so mehr, da das Einsammeln ja gar keine Mühe macht und mit jedem Spaziergang verbunden werden kann.

Gesundheitspflege

— **Grundursachen kalter Füße.** Wenn auch nicht gelegentlich werden darf, daß mit Eintritt der rauheren Jahreszeit das Wohlbefinden des Einzelnen durch die Temperaturunterschiede starken Schwankungen unterworfen ist, so sind wir auch zum größten Teil selbst mit daran schuld, da wir uns nicht genügend dagegen schützen. Gerade in der Uebergangszeit vom Sommer zum Winter kann man das Lied über kalte Füße in allen Variationen singen hören; doch nicht etwa nur von Wiedersehenstigen und Blutarmen, die den ganzen Winter hindurch über kalte Füße klagen, nein, selbst von vollblütigen Individuen, bei denen man es nicht für möglich halten sollte.

Sie sündigen meist bei der Wahl der Fußbekleidung. Da mehr oder weniger elegante Halbschuh dominiert nicht nur an regnerischen und trüben Herbsttagen, sondern ja sogar bei Schnee und Kälte auf der Straße. Es ist jedoch der größte Widerspruch, den es gibt. Halbschuhe, die man im Sommer der Leichtigkeit und Bequemlichkeit halber als Fußbekleidung wählt, auch im Winter zu tragen, wo die Fußwärme nach Möglichkeit aufrechtgehalten werden muß. Jeder vernünftig denkende Mensch wird daher im Winter jene mit Stiefeln vertauschen. Selbstverständlich darf das Schuhwerk auch in keiner Weise beengen und drücken, sondern muß derart beschaffen sein, daß es jedem Fuß bequem umgibt und die Blutzufuhr gestattet. Eine weitere Unsitte, welche ebenfalls Veranlassung zu kalten Füßen gibt, ist das Tragen von Strumpfbändern, die in oft unnatürlicher Enge den Oberschenkel derart einschnüren, daß starke Schwellungen stattfinden. Durch dieses unnatürliche Abschnüren wird der Blutkreislauf gestört, indem es wohl zum Fuße, aber nicht wieder zurück zum Herzen gelangt. Und es ist daher garnicht zu verwundern, wenn sich bei Vielen auch später noch der Frost dazu gesellt, der blutleere Körperteile eher befällt, als gut durchblutete.

Auch die Strümpfe sind von ausschlaggebender Bedeutung für das Befinden der Füße. So bieten dichter gewebte Strümpfe entschieden mehr Schutz gegen äußere Kälteeinwirkungen, als hauchfeine Flor- und Sommerstrümpfe. Mit dem Wechseln der Strümpfe sei man möglichst freigebig, denn das bei Staub und Schweiß verstopfte Gewebe verhindert das so wohltuende Transpirieren und Ausdünsten der Füße.

Dr. L.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Simon.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191709091-16/fragment/page=0006